

MEINE JUGENDJAHRE IN RÜTIHOF

Teil II: Erinnerungen an meine Schulzeit 1957 - 1966



Von Margot Fempel-Anner

Herausgegeben von der Chronikgruppe Rütihof 2020

Erhältlich unter «www.ruech.ch» oder per Mail bei «chronik.ruetihof@cgr.ch»

MEINE JUGENDJAHRE IN RÜTIHOF

1950 - 1970

Einleitung

Diese Erinnerungen an meine Schulzeit sind die Fortsetzung der Erinnerungen an meine Kindheit (1950 – 1957).

Zum familiären Umfeld kamen neue Beziehungen zu Schulkolleginnen und -kollegen sowie zu Lehrpersonen. Mein Beziehungsnetz wurde durch die Schule vergrössert. Der Zugang zu lesen und schreiben erweiterte meinen Horizont zum Verständnis der lokalen sowie globalen Ereignisse und weckte meine Neugier auf mir Unbekanntes.

Auch mit dem zweiten Teil meiner Erinnerungen sind meine Schilderungen nicht abgeschlossen. Ein dritter und letzter Teil folgt über meine Erfahrungen an der Kantonschule Baden. Dieser wird nachfolgend erscheinen. Zum besseren Verständnis meiner Verwandtschaftsbeziehungen enthält der erste Teil die Stammbäume meiner mütterlichen und väterlichen Verwandtschaften.

«Und während sie dort stand, in der Dunkelheit, warf sie all ihre Erinnerungen wie Konfetti hoch in die Luft und sie wurden zu Sternen am Himmel. Sie funkelten und leuchteten und sie lachte und weinte vor Glück darüber, dass ihre Erinnerungen nicht verloren waren, sondern dass diese frei um sie herum tanzten und in allen Farben schimmerten und glitzerten.»

Tanja Koenerth

Teil II: Erinnerungen an meine Schulzeit 1957 - 1966

Primarschule Rütihof

Schulzeit in Rütihof



Mein erster Schultag

Die **Primarschule** bestand aus vier Klassen. In jeder Klasse hatte es 5-7 Kinder und «Fräulein Binggeli» war die Lehrerin. Ich freute mich sehr auf die Schule. Im Rechnen war ich immer sehr gut, mit Lesen hatte ich etwas Mühe. Franz und ich gehörten zu den Besten und wurden fast nie bestraft. Ich selbst ging sehr gern zur Schule und fürchtete mich nicht vor der Lehrerin. Am liebsten hatte ich die Vorlesestunden, wenn Frau Binggeli uns aus den Heidi-Büchern vorlas. Die Adventszeit mit Basteln und Singen gefiel mir ganz besonders. Sobald wir lesen gelernt hatten, konnten wir in der Bibliothek SJW-Hefte ausleihen. Am Montag mussten alle in einer Reihe anstehen, und Fräulein Binggeli kontrollierte, ob wir die Hände gewaschen und ein sauberes Taschentuch dabei hatten. Wenn die Hosen bei den Buben, die manchmal im Stall mithalfen, schmutzig waren, schickte sie diese zum Umziehen nach Hause.

Härtere Bestrafungen

Moritz getraute sich in der dritten Klasse kaum mehr in die Schule. Er bekam fast jeden zweiten Tag eine Ohrfeige, wenn er etwas nicht wusste. Irgendwie liessen wir dies einfach so über uns ergehen, ohne uns für ihn zu wehren. Manchmal zog uns die Lehrerin an den Ohren, im schlimmsten Fall bekam jemand mit dem Lineal eine Tatze auf die Handinnenseite. Bei Yvonne hatte es die Lehrerin auf deren Haare abgesehen. Ihre Mutter kam zweimal zu meinem Vater, der Schulpfleger war, und zeigte ihm, wo die Lehrerin ihrer Tochter ein Bündel Haare ausgerissen hatte. Mein Vater kannte «Fräulein Binggeli» schon sehr lange. Sie hatten zusammen die Bezirksschule in Mellingen besucht. Ich weiss, dass er mit ihr über diese Misshandlungen redete. Anschliessend an diese



Unsere Lehrerin Frau Binggeli

Gespräche wurde es dann eine Zeit lang etwas besser. Auch mir passierte ein Missgeschick: In der ersten Klasse, als jemand anderer vorlas, langweilte ich mich und spielte mit meiner hölzernen Griffelschachtel, die ich zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte, und die dann mit grossem Lärm zu Boden fiel. Die Lehrerin schickte mich vor die Türe. Es kam mir natürlich nicht in den Sinn, dies daheim zu erzählen, weil ich dachte, dass meine Eltern ebenfalls mit mir schimpfen würden. Ein paar Tage später fragte mich meine Mutter, ob ich in der Schule vor der Türe gelandet sei. Ich musste dies bejahen und wollte wissen, von wem sie es erfahren bzw. wer mich verraten hatte. Sie sagte, die Lehrerin sei vorbeigekommen und habe sich dafür entschuldigt!

Die Katze in der Dreschmaschine

Eines Mittags, als ich von der Schule heimkam und in der Scheune gedroschen wurde, sagte mir mein Vater, dass unsere Katze Rumpel, die gerade noch Junge geworfen hatte, einer Maus nachgesprungen und in die Dreschmaschine gefallen sei. Sie kam dann hinten, in eine Garbe gepresst und gebunden, wieder zum Vorschein. Sie sei tot, meinte Vater, und er habe sie auf die Wiese gelegt. Ich ging nachschauen und merkte, dass Rumpel noch atmete. Nach einer Weile kam unsere Katze wieder zu Bewusstsein und versuchte aufzustehen. Das gelang ihr nur schlecht. Sie hatte ein Vorderbein gebrochen und vermutlich einen Schlag in den Rücken bekommen. Doch mit der Zeit erholte sie sich wieder. Aber was sollten wir mit den drei kleinen Kätzchen tun? Wir erinnerten uns, dass man am Kiosk in Mellingen kleine, farbige Pfefferminzkügelchen in einer Spielzeugschoppenflasche kaufen konnte und machten uns sofort auf den Weg. So kriegten die Kätzchen daraufhin Milch aus diesen leeren kleinen Schoppenflaschen. Das hatte zur Folge, dass diese Katzen, auch als sie grösser wurden, immer wenn sie unsere Schuhe sahen, miauten um Milch zu bekommen.

Meine Schwester und die Geige

Meine Schwester Ruth kam in der fünften Klasse zu Antonio Ritter, einem sehr jungen Lehrer, welcher später Seminarlehrer in Wettingen wurde. Er hatte grosse Freude an der Musik und fragte die Schüler*innen, ob sie Instrumente zu Hause hätten. Bei uns im Stubenkasten befand sich Mutters Mandoline. Mandoline spielen war einmal sehr beliebt gewesen und Mutter hatte in Baden Gruppenunterricht genommen. Leider spielte sie nicht mehr. Sie und meine Geschwister sangen jedoch oft zusammen. Im Estrich lag auch noch eine ramponierte Geige. Diese nahm meine Schwester in die Schule mit. Der Lehrer offerierte ihr, wenn die Eltern das Instrument flicken liessen, würde er ihr gratis Unterricht erteilen. Sie müsse dazu aber nach Wettingen kommen. Als es soweit war, nahm Ruth die Geige und hatte vor, in Mellingen den Zug nach Wettingen zu nehmen. Da sich die Züge aus beiden Richtungen genau in Mellingen kreuzten, erwischte sie das erste Mal den Zug in die Gegenrichtung nach Othmarsingen und kam danach unverrichteter Dinge wieder nach Hause. Beim zweiten Mal klappte es dann. Wenn sie zu Hause übte, tönnte es durchs ganze Haus. Das war ziemlich mühsam zum Zuhören. Für mich wurde daher schon sehr früh klar, dass ich nie Geige spielen möchte. Ruth aber blieb dabei und spielte Geige auch in der Bezirksschule, im Seminar und später sogar, als sie nach Kanada ausgewandert war.

Lehrerinnen in der Oberschule

Mein Bruder Hans ging in der achten Klasse zu Fräulein Fischer in die Schule. Sie war sehr jung und hübsch, so dass sich die jungen Burschen bald in sie verliebten. In der gleichen Klasse hiessen drei Schüler Hans und einer Erwin. Dies gab immer wieder zu Verwechslungen Anlass. Einmal hatten sie beim Pult Niespulver gestreut und die Lehrerin musste andauernd niesen. Mein Bruder rief jedes Mal «Gesundheit!», so dass die Lehrerin meinte, er sei der Übeltäter. Er musste darum am Mittwochnachmittag zur Strafe in die Schule und wurde von den andern dafür benieden. Zwischendurch war ein Fräulein Gstrein Lehrerin. Sie heiratete dann einen Herrn Muntwyler und gründete mit ihrem Mann den Zirkus Monti.

Handarbeitsunterricht und Handarbeitskommission

Ab der dritten Klasse hatten wir Mädchen jede Woche einige Stunden Unterricht bei



Frau Humbel, meine Arbeitsschullehrerin

der Handarbeitslehrerin Frau Humbel aus Birmensdorf. Wir mochten sie sehr. Es gab manchmal ein Wettstricken. Meistens war Esther Dietiker aus der gleichen Klasse schneller fertig als ich. Sie war auch beim Rennen meistens die erste. In der fünften Klasse lernten wir Kniesocken stricken. Die Ferse war kompliziert. Jedes Jahr gab es ein Examen, bei dem die Inspektorin von uns genau diese schwierige Strick-Aufgabe verlangte. Halbjährlich erhielten wir ein Zeugnis. Zum Examen gehörte eine Ausstellung aller selbstgemachten Handarbeiten, immer schön mit Zettel und Namen der Schülerinnen angeschrieben. Diese Ausstellung war öffentlich und am Abend konnten alle die eigenen Werke nach Hause nehmen.

Das einzige existierende politische Gremium im Dorf, das aus Frauen bestand, war die Handarbeitskommission, in welcher auch meine Mutter Einsitz hatte. Das Frauenstimmrecht existierte damals in der Schweiz noch nicht, worüber sich meine Mutter oft ärgerte. Sie hatte früher viel genäht und gestrickt und fast die ganze Aussteuer für die Heirat, welche früher die Frauen in die Ehe mitbrachten, selbst genäht. Sie hatte sehr grosses Interesse am Handarbeitsunterricht und war auch mit Frau Humbel befreundet. Frau Humbel gefiel der Name Ruth sehr gut. Zudem fand sie meine Schwester sympathisch, so dass sie später ihre eigene Tochter ebenfalls Ruth taufte. Diese Ruth Humbel ist dann später Nationalrätin geworden.

Mutter als Vaters Beraterin

Die wichtigsten Sachen besprach mein Vater mit meiner Mutter. Sie hatte eine intuitive Ader und gab ihm wichtige Hinweise, worauf er achten sollte oder sie warnte ihn beispielsweise, wenn sie gewissen Menschen nicht über den Weg traute. Im Schulhaus wurde hin und wieder Geld gestohlen, kleine Beträge zwar nur, so dass die Lehrerin

die Polizei nicht informieren wollte, weil man ein Kind als Täter vermutete. Da empfahl meine Mutter, dass alle Kinder von meinem Vater nacheinander in unserer Stube befragt werden sollten. Sie sass in der Nähe und beobachtete jedes Kind genau. Dann besprach sie sich mit meinem Vater. Keines hatte zugegeben, Geld gestohlen zu haben. Ihr war aber das spezielle Verhalten eines Knaben aufgefallen. Er wurde darauf noch einmal befragt. Dabei gestand er die Tat! Die Angelegenheit wurde dann sehr diskret gelöst.

Zufällig zur gleichen Zeit wurde mein ältester Bruder Emil verdächtigt, bei BBC, wo er eine Lehre absolvierte, Geld gestohlen zu haben. Das gab ein kleines familiäres Erdbeben, vor allem weil sich auch noch Onkel Heinrich, der bei BBC als Ingenieur tätig war, einmischte. Der Druck auf meinen Bruder und die Angst, er könnte seine Lehrstelle verlieren, waren sehr gross. Er beteuerte aber stets konsequent, dass er kein Geld gestohlen habe. Nach ca. drei Wochen wurde zum Glück der wirkliche Dieb gefasst. Das war eine grosse Erleichterung für uns alle!

Katholischer Religionsunterricht

Da in Rütihof nur vier reformierte Familien mit Kindern wohnten, und wir zur Kirchgemeinde Baden gehörten, gab es in Rütihof auch keinen reformierten Religionsunterricht. Aus Interesse ging ich deshalb mit den katholischen Kindern in die Kirche und ab der ersten Klasse auch bei Pfarrer Keller in den katholischen Religionsunterricht, welcher im Schulhaus stattfand. Wir mussten oft Gebete auswendig lernen und hörten Geschichten aus der Bibel. Da ich schnell auswendig lernte, bekam ich als Belohnung fast jedes Mal ein Heiligenbildchen und der Pfarrer stellte mich als Vorbild hin.

In der Kapelle sassen die Frauen und Mädchen auf der einen Seite und die Männer und Knaben auf der anderen. Es war streng verboten zu schwatzen oder auch nur nach hinten zu blicken. Dazu musste man fast die Hälfte des Gottesdienstes auf dem dünnen Holzbrett knien, was auf die Länge schmerzte. Die Frauen und Mädchen durften keine langen Hosen tragen, eine Ausnahme waren Skihosen bei ganz kaltem Winterwetter und Schnee.

Ein neuer Lehrer

In der Oberschule wurde Fredi Wildi, ein neuer Lehrer gewählt. Er war sehr jung und hatte kurz zuvor das Seminar abgeschlossen. Er brachte frischen Wind in die Schulstube. Am Morgen kam er mit dem Fahrrad angefahren und er trug eine Zipfelmütze. Mit den Oberschülern ging er sogar ins Schwimmbad. Das wollte der katholische Pfarrer Keller den Mädchen zuerst verbieten, doch zuletzt gab er nach.

Fredi Wildi war nicht nur jung, sondern er sah auch so aus. Einmal kam der Inspektor auf Besuch und klopfte an die Schulzimmertüre. Der Lehrer öffnete, und der Inspektor sagte: «Könntest Du bitte deinen Lehrer rufen!» Herr Wildi antwortete: «Das bin ich selbst!»



Die Schule Rütihof mit dem neuen Lehrer Fredi Wildi (ganz rechts) und Frau Binggeli (ganz links)

Jedes Jahr im Winter kamen Hirten mit einer Herde Schafe in Rütihof vorbei. Sie durften im Winter über die Felder ziehen und das spärliche Gras abweiden. Die Herde gehörte Schweizern. Die Hirten waren jedoch aus Bergamo. Sie übernachteten meistens mit der Herde im Wald beim Schulhaus. Mein Vater gab ihnen Strohballen. Herr Wildi hatte bei so grosser Kälte Erbarmen mit den Hirten und kochte ihnen im Schulhaus Suppe. Sie durften dort dann auch die Duschen benutzen.



Ein neuer Pfarrer

Als ich die dritte Klasse besuchte, starb der katholische Pfarrer Keller. Mit dem Car fuhren wir Schulkinder nach Freienwil, wo er beerdigt wurde. Auf dem Friedhof sangen wir Lieder. Nach ein paar Monaten kam der neue Herr Pfarrer Müller aus der Inner-schweiz ins Dorf. Ich ging wie gewohnt zur Schule und hatte ihn gar noch nicht kennengelernt, da teilte mir Fräulein Binggeli mit, dass ich nun nicht mehr den katholischen Unterricht besuchen dürfe, weil der neue Pfarrer keine reformierten Kinder unterrichten wolle. Das enttäuschte mich sehr.

Bald darauf erzählte eine Nachbarin meiner Mutter, dass der neue Pfarrer eine Frau, die im Spital ein Kind geboren hatte, nicht besuchen ging, weil sie von einem reformierten Metzger in Mellingen das Fleisch bezog. Da wir in Rütihof keine Metzgerei hatten, kam Metzger Buchmüller regelmässig ins Dorf und lieferte das bestellte Fleisch ab. Auch der Bäcker aus Birmenstorf lieferte Brot im Dorf aus. Meine Mutter glaubte diese Geschichte erst nicht und wollte es genau wissen. Sie besuchte darum diese Frau. Es war tatsächlich wahr.

Lehrer Wildi war reformiert und so gab er uns reformierten Kindern auch noch Religionsunterricht. An den Inhalt kann ich mich nicht mehr erinnern, nur daran, dass er seine Beine auf den Tisch legte und oft Gitarre spielte.

Sonntagsschule in Dättwil



Die Sonntagsschule in Dättwil

Wir reformierten Schulkinder von Rütihof besuchten jeweils am Sonntagmorgen die Sonntagsschule im alten Schulhaus in Dättwil. Wir waren immer ca. sieben Kinder zwischen 7 und 11 Jahren, die zu Fuss dorthin und zurück gingen. Unterwegs beschlossen wir, welchen Weg wir nehmen wollten, und je nach Saison erlaubten wir uns manchmal, auf den Feldern Rüeblen oder Früchte zu nehmen. Die älteren Kinder erzählten manchmal zweideutige Witze, was wir immer sehr lustig fanden. Manchmal kam es zu Streitereien und unsere Wege trennten sich vorübergehend. Auf dem Heimweg war der Spielplatz beim Restaurant Pinte in Dättwil meist die erste Station.

Ich liebte die Sonntagsschule, weil Fräulein Hanni, die Sonntagsschullehrerin, sehr gut erzählen konnte. Ich erinnere mich immer noch an alle wichtigen Geschichten aus der Bibel, so z.B. von Moses und dem Auszug der Israeliten aus Ägypten, von Jakob und seinen Brüdern oder an die ganze Jesusgeschichte.

Am letzten Sonntag vor Weihnachten gab es jedes Jahr eine Weihnachtsfeier mit Krippenspiel, Versen, Gesang und Geschenken unter einem schön geschmückten Tannenbaum. Dazu waren die Eltern eingeladen. Anschliessend kehrten alle in der Dunkelheit zu Fuss durch den Wald wieder nach Rütihof zurück.

Meine ersten Zweifel an Gott

Die Geschichte mit dem Pharao und der Bitte von Moses an ihn, dass sein Volk nach Hause zurückkehren dürfe, beschäftigte mich, weil ich sie in umgekehrtem Sinne für ungerecht hielt. Es hiess immer wieder, dass Gott das Herz des Pharaos versteinert habe und dieser zum wiederholten Mal den Israeliten untersagte auszuwandern. Dann kamen grosse Plagen über Ägypten, z.B. durch Heuschrecken usw. Ich fragte mich also: Warum mussten die Ägypter dafür büssen, wenn Gott selbst dem Pharao diesen Befehl gegeben hatte. Wenn dem wirklich so war, dann schien mir dieser Gott sehr ungerecht und ich wusste nicht genau, was ich von ihm halten sollte. Mit diesem Gott wollte ich darum lieber nichts zu tun haben.

Ein Lied aber, das von Gott handelte und das ich mir in der Sonntagsschule zu jedem Geburtstag wünschte, lautete: *«Weisst Du wie viel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt? Gott, der Herr, hat sie gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen grossen Zahl, an der ganzen grossen Zahl!»* Dieser Gott, unabhängig von der Religion, gefiel mir, weil er alle Sterne kannte, dann wohl auch alle Menschen, Kinder und Tiere auf der ganzen Welt. Bei diesem Gott fühlte ich mich geborgen und nur an diesen Gott richtete ich meine Gebete.

Erfahrungen mit Dr. Stöckli, dem Hausarzt

Turnunterricht

Rütihof besass ein kleines Schulhaus mit nur drei Zimmern. In einem war die Unter-
schule (die Erst- bis Viertklässler) bei Fräulein Binggeli, der Lehrerin aus Mellingen, un-
tergebracht. Im zweiten Zimmer wurden die Oberschüler (die Fünft - bis Achtklässler)
unterrichtet und im dritten Zimmer befand sich die Handarbeitsschule mit Frau Humbel
aus Birmenstorf. Bei schlechtem Wetter wurde der Turnunterricht im Schulzimmer und
im Treppenhaus durchgeführt, bei schönem Wetter im Freien, auf dem Turnplatz oder
im Wald.

In der dritten Klasse gingen wir einmal an einem schönen Tag in den Wald und be-
suchten die Baumhütte der Jäger in der Waldlichtung unweit des Schulhauses. Eine
grosse Leiter führte nach oben zur Hütte und zum Hochstand. Nacheinander durften
wir hinaufsteigen. Beim Hinuntersteigen fand ich es langweilig, die Leiter zu benutzen.
Also kletterte ich auf den Baum daneben und begann den Abstieg. Das ging dann aber
rasanter als geplant: Ein Ast brach und ich wusste von nichts mehr.

Der Sturz vom Baum

Als ich wieder erwachte, lag ich am Boden und die Lehrerin beugte sich über mich. Ih-
re Schürze lag unter meinem Kopf. Alle Kinder standen um mich herum. Fräulein
Binggeli sagte, sie hätte jemanden geschickt, um meinen Vater zu rufen. Bis er kom-
me, solle ich still liegen bleiben. Bald hörten wir Traktorenlärm. Mit dem Hanomag wur-
de ich nach Hause gefahren, wo bald auch Doktor Stöckli eintraf. Er untersuchte mich
und stellte mir Rechnungsaufgaben, um herauszufinden, ob ich noch richtig denken
konnte. Ein Ohr und die Backe waren leicht verletzt. Von aussen sah man sonst nichts.
Aber er diagnostizierte eine Hirnerschütterung. Mir wurden darum drei Wochen Bett-
ruhe verordnet. Kaum war der Doktor weggefahren, musste ich sehr viel Blut erbre-
chen. Darum riefen ihn meine Eltern erneut an. Doktor Stöckli beruhigte uns und mein-
te, das Blut stamme vom starken Nasenbluten. In der Folge kam er dann jeden Tag
vorbei, um sich von meiner Genesung zu überzeugen. Mir wurde immer langweiliger.
Ich begann Puppenkleider zu stricken und von Margit Kreider, einer Nachbarin, bekam
ich eine Menge Mädchenbücher: Anneli, Theresli, usw. Ich verschlang sie gierig. Doch
sobald ich das Autogeräusch des Arztes hörte, versteckte ich die Bücher und die
Strickarbeit unter der Decke oder unter dem Bett. Ich hätte ja wegen der Hirnerschüt-
terung meinen Kopf ruhig halten sollen!

An einem schönen Nachmittag wurde meine Mutter etwas nervös und ich wusste nicht
warum. Plötzlich hörte ich eine Menge Kinderstimmen ein Lied singen. Die ganze Un-
terschule und die Lehrerin standen vor dem Haus und kamen mich besuchen. Der Ge-
sang bewegte mich sehr und es kam mir vor, als würden sie die Lieder für jemand an-
ders singen. Mir ging es ja schon sehr gut. Ich war gerührt und hatte mit mir selber Er-
barmen. Nachdem ich allen die Hand geschüttelt hatte, bekam ich zu meiner grossen
Freude von der Lehrerin noch eine Schokolade. Dass die drei Wochen bald vorbei wa-
ren, freute mich aber noch viel mehr.

Das inspirierende Globibuch

Ich hatte ein Globibuch geschenkt bekommen mit der Geschichte von Globi, der im Bett bleiben wollte und deshalb den Fiebermesser mit einem brennenden Zündhölzchen aufwärmte. Eines Tages wurde ich selber krank und hatte Fieber. Meine Mutter bestellte wieder Doktor Stöckli aus Mellingen. Im Bett sollte ich mit dem Fiebermesser das Fieber unter meinem Arm messen. Während dieser Zeit ging Dr. Stöckli mit meiner Mutter ins Nebenzimmer, um etwas zu besprechen. Als er zurückkam, hatte ich ziemlich starkes Fieber. Ich lächelte vor mich hin und dachte an Globi. Der Arzt fragte mich, was ich so lustig fände. Ich sagte, ich hätte es wie Globi gemacht und mit einem Zündhölzchen den Fiebermesser aufgewärmt. Das irritierte ihn sehr, und ich musste das Fieber in seiner Gegenwart nochmals messen.

Die leuchtende Strassenlaterne und die Fahrt in die Kuh

Der Sommer 1959 war sehr trocken. An einigen Stellen hätte man die Reuss ohne zu schwimmen überqueren können, Steine ragten überall aus dem spärlichen Wasser, so trocken war es.

Auch das Gras wuchs nicht mehr, und das spärliche Heu reichte für die Kühe nicht über den Winter. Alle Bauern in Rütthof hatten das gleiche Problem. So kauften sie zusammen Heu aus Frankreich, das in Eisenbahnwagen zum Mellinger Bahnhof geliefert wurde.

Im Herbst war meine um ein Jahr ältere Cousine Rita bei uns in den Ferien. Mein Vater wollte wegen des Futtermangels die älteste Kuh in die Metzgerei nach Mellingen bringen. Da wir selbst keinen Viehwagen besaßen, beschloss Vater, sehr früh am Morgen, noch vor dem grossen Verkehr, mit der Kuh zu Fuss nach Mellingen zu gehen. Vor dem Weggehen am Morgen weckte er uns. Wir sollten mit den Velos nachkommen, um helfen zu können, falls die Kuh nicht richtig gehen wollte. Als wir starteten, war es noch stockdunkel und neblig. Wir nahmen ein Damenvelo mit Licht und ein Herrenvelo ohne Licht und banden eine Taschenlampe an den Lenker. Das Ganze kam uns schon recht abenteuerlich vor. Vater war bereits unterwegs. Langsam fuhren wir bis zum Wald Richtung Mellingen. Zuerst ging es stutzig hinauf, und wir mussten absteigen. Meine Cousine bekam im Wald schrecklich Angst. Damit hatte ich nicht gerechnet.

Kaum waren wir oben, sahen wir von weitem durch den Nebel das Licht der Strassenlampe beim Bahnhof Mellingen. Meine Cousine war froh darüber und fuhr panikartig davon – ich hinterher. Plötzlich hörte ich einen Knall und dann meinen Vater fluchen. Ich bremste hart und flog dann ohne Velo durch die Luft, den Abhang hinunter, wo ich ziemlich weich auf einer Beige aufgeschichteter Stauden landete. Da hörte ich meinen Vater und Rita nach mir rufen. Ich kletterte unversehrt nach oben. Meiner Cousine ging es etwas schlechter. Sie war in die Kuh geprallt, auf dem Kies geschlittert und hatte das Knie aufgeschürft. Mein Vater musste mit der Kuh weiter und sagte, wir sollen auf dem Weg direkt bei Doktor Stöckli vorbei gehen, falls es schlimm aussehe. So schoben wir unsere Velos bis zur Strassenlampe. Das Knie von Rita blutete und es wurde uns beiden schlecht. Zum Glück konnten wir uns an den Velos festhalten. So gingen

wir zu Fuss bis zum Haus von Doktor Stöckli, das sich in einem kleinen Park neben der Bezirksschule befand. Es war noch nicht sechs Uhr morgens, als ich läutete. Nach einer Weile ging im ersten Stock das Licht an, ein Fenster öffnete sich und Doktor Stöckli schaute heraus, auf dem Kopf eine weisse Mütze wie das Schneiderlein bei Max und Moritz.

Der Arzt traute mir nicht mehr

Ich war froh, dass Doktor Stöckli zu Hause war, und erzählte ihm, dass wir am Morgen in eine Kuh gefahren seien und meine Cousine das Knie verletzt habe. Als er mich erkannte, glaubte er mir zuerst nicht und meinte, ich hätte diese Geschichte wieder erfunden oder bei Globi gelesen. Rita musste das Knie nach oben halten, damit er es in der Dunkelheit begutachten konnte. Es ging dann aber ziemlich schnell bis er die Türe öffnete und uns hineinliess. Er wusch das Knie und zupfte die Kieselsteine mit einer Pinzette weg. Meiner Cousine gab er eine Spritze gegen eine mögliche Blutvergiftung. Wir erzählten ihm die Geschichte mit der Kuh nochmals ganz genau. Er war wirklich sehr nett, verband das Knie und brachte uns anschliessend mit seinem Auto nach Hause. Meine Cousine musste ins Bett, und er kam sie am nächsten Tag besuchen. Das Knie heilte rasch. Vater kam an jenem Morgen bald zurück. Auf dem weiteren Weg zur Metzgerei gab es zum Glück keinen Zwischenfall mehr. Nur mit der Kuh hatten wir doppelt Erbarmen.

Freizeitbeschäftigung und Feste

Mäuse und Taschengeld

Wenn wir Kinder bei der Äpfel- oder Kartoffelernte mithalfen, gab es immer einen gewissen Geldbetrag pro Korb. Dieser variierte von drei bis fünfzehn Rappen. Den gleichen Betrag verdienten bei uns auch die Ferienkinder und die Nachbarskinder. Im Herbst kamen noch das Rübenputzen und das Einbringen der Rüben in den Keller dazu. Dafür gab es einen festen Betrag pro Stunde. So verdienten wir unser Taschengeld. Ein viel lukrativeres Geschäft war aber das Mäusefangen. Pro Maus, die wir zu Albert Meier brachten, bezahlte die Gemeinde zuerst 25 und später sogar 50 Rappen. Der toten Maus wurde jeweils ein Bein oder der Schwanz abgeschnitten, damit wir nicht nochmals die gleiche Maus abliefern konnten. Mein Vater kaufte mir neue Mausefallen, die ich an verschiedenen Orten in die Mauslöcher stellte, um Feldmäuse zu fangen. Auch die Nachbarsbuben begannen Mäuse zu fangen. Sie waren jedoch nicht so geschickt und erfolgreich wie ich und stahlen mir einige Fallen. Mein Vater redete mit ihnen. Darauf brachten sie die Fallen wieder zurück. In der dritten Klasse hatte ich über dreihundert Mäuse gefangen und bekam dafür über 150 Franken. Wenn ich einmal nicht sofort in den Himmel komme, dann weiss ich warum. Wir waren zu dieser Zeit sehr erbarmungslos und dachten, wir täten etwas Gutes!

Springmäuse fangen

Die kleineren Springmäuse, die einfach Löcher in den Boden machen und keine Erdhaufen aufschichten, fing man traditionellerweise, indem man Wasser in ein Loch schüttete. Entweder sprangen sie dann aus einem andern Loch, und man konnte sie mit einem Besen töten, oder sie kamen schon ersäuft an die Oberfläche. Ich erfand eine neue Methode. Meist waren wir zu dritt: meine Cousinen Rita und Paula und ich. Eine musste in einem Loch den Besenstil hin und her bewegen. Die zweite musste zwischen den Löchern herumhüpfen, und die dritte mit dem Besen zuschlagen, wenn eine Springmaus aus einem Loch hervorsprang. Paula war die älteste von uns. Sie war richtig besessen davon, mit geschenkten und zu grossen Damenstöckelschuhen herumzugehen und wollte diese sogar zum Mäusefangen anziehen. Zum Herumhüpfen war sie daher nicht zu gebrauchen. Sie konnte aber gut und gezielt zuschlagen. Da passierte es einmal, dass mehrere Mäuse hintereinander heraussprangen. Sie versuchte diese mit den Stöckelschuhen zu zertreten. Doch weil die Schuhe nicht flach waren, entwischten ihr die Mäuse mehrere Male unter dem Absatz. Das sah sehr lustig aus, so als würde sie einen Tanz aufführen. Vor Lachen konnten wir uns kaum mehr halten und die Mäuse behielten ihre Freiheit.

Willi, das Gewehr und ein langer Abend bei den Nachbarn



Willi mit dem Gewehr (später fotografiert)

Eines Abends gingen meine Eltern mit dem Auto die Grossmutter in Lupfig besuchen. Schulferien waren angesagt und meine Cousinen Rita und Paula waren bei uns zu Gast. Wir waren mit Willi allein zu Hause und sollten gelegentlich schlafen gehen. Willi holte Vaters Karabiner aus dem Gangkasten und wollte damit Eindruck schinden. Das Gewehr war natürlich nicht geladen, und Willi wusste nicht einmal, wie man überhaupt schiessen kann. Ich empfand keine Angst. Das hatte er schon ein paarmal gemacht und für mich war es bloss ein Spiel. Ich weitete das Spiel dann noch aus und sagte zu meinen Cousinen, dass es gefährlich werden könnte. Darum sollten wir uns am besten in ihrem Schlafzimmer unter den Betten verstecken. Dort hatten wir es sehr lustig, und Willi ging in der Zwischenzeit zu Bett. Da die beiden Cousinen nicht ganz überzeugt waren, dass er im Bett sei, animierte ich sie, aus dem Fenster zu klettern und von vorn ins Haus zu schleichen, um sich selbst davon zu überzeugen. Ihre Angst hatte ich aber unterschätzt. Kaum waren wir draussen, hatten die beiden keinen Mut mehr, ins Haus zu gehen. Ich war etwas hilflos, und so beschlossen wir, bei unseren Nachbarn Meier «Välendin`s» zu klopfen.

Der Frau Meier erzählte ich kurz die Geschichte und sagte, dass meine Eltern noch nicht zu Hause seien und meine Cousinen Angst hätten. Sie nahm uns in die Stube, gab uns Süssmost und Nüsse und es wurde sehr gemütlich. Es dauerte dann noch eine ganze Weile, bis um halb zwölf meine Eltern mit dem Auto angefahren kamen. Das war für mich ein heikler Moment, denn ich wusste, dass ich einen Unsinn angestellt hatte, und meine Eltern schimpften am Schluss auch mit mir. Doch im Nachhinein fand ich, dass es doch ein sehr lustiger Abend gewesen war, den auch meine Cousinen nicht mehr vergessen würden.

Fastnacht

Wir bastelten unsere Larven immer selbst, manchmal auch in der Schule, aus Schuh-schachteln, Karton und geeignetem Abfall. Dann malten wir sie an. Wir rannten damit durchs Dorf und bis nach Müslen. Meistens war es im Februar sehr kalt und der Heimweg von dort sehr lang, besonders wenn wir auf die Toilette mussten. Wenn es dann nicht mehr bis nach Hause reichte, war es besonders unangenehm, und dies eigentlich bei jeder Fastnacht! Die letzten Meter des Heimweges schafften wir meistens nur noch langsam und mit gespreizten Beinen.

In der Schule sammelten wir das ganze Jahr alte Briefmarken und Silberpapier. Die Lehrerin schickte sie ins Kloster Bethlehem in Immensee. In der Fastnachtszeit bekam die Lehrerin von dort dann eine riesige Schachtel mit chinesischen Hüten, farbigen Tüchern und jede Menge Schminke, vor allem gelbe. Damit schminkten und verkleideten wir Mädchen uns und gingen als Chineslein mit einem Kässeli von Haus zu Haus. Wir sangen Lieder, und bei jedem Münzeinwurf dankte das Negerlein mit einem Nicken. Auch in der Sonntagschule hatten wir so ein «Neger-Kässeli». Damals machte sich noch niemand Gedanken über das Wort «Neger». Alle fanden dies normal. Einmal hatte es zu wenig Kostüme für alle Mädchen, die mitmachen wollten. Da beschloss die Lehrerin, dass Esther und ich Gotte und Götti (Taufpaten) spielen sollten. Ich bekam einen Zylinder und einen Frack und zog die alten Hochzeitshosen meines Vaters an. Dann wurde bei mir ein Schnurrbart ins Gesicht gemalt. Auch Esther verkleidete sich standesgemäss. Wir mussten zusammen ein ganz langes Gedicht auswendig lernen und vortragen. Wir hatten damit einigen Erfolg!

Eierläset im Frühling

Beim Restaurant Sonnengütli wurden auf der Strasse zwei parallele Bahnen Eier ausgelegt, je ungefähr hundert Meter lang. Zwei Gruppen Burschen mussten dann gegeneinander antreten und je eine Bahn Eier in ihr Leintuch werfen. Es zählten nicht nur die ganz im Leintuch gelandeten Eier, sondern auch die dafür benötigte Zeit. Jedes fünfte Ei war gekocht und farbig und durfte von den Zuschauern, wenn es an der Reihe war, weggenommen werden. Die Eier, die geworfen wurden, waren roh. Das gab verschiedene lustige Szenen, denn manchmal traf ein Ei jemanden am Kopf.



Auf der Wiese hinter dem Restaurant wurde zudem eine Bühne errichtet, und die Musikgesellschaft Fislibach gab am Sonntagnachmittag ein Konzert. Sie kamen zu Fuss von Fislibach und machten dazu Marschmusik. Am Abend wurde auf der Bühne getanzt. Es gab auch eine Festwirtschaft und das ganze Dorf war auf den Beinen. Am Nachmittag freuten sich die Kinder an verschiedenen Posten mit Geschicklichkeitsspielen und Preisen. Auch eine grosse Tombola mit Losen gehörte dazu. Zwei Wochen später wurden die Helfer*innen dann vom Organisationskomitee zum Eieressen ins Restaurant eingeladen. Hier ging es darum, wer am meisten Eier essen konnte. Die Mischung mit dem Bier, das dazu getrunken wurde, hatten einige bald nicht mehr im Griff und es wurde ihnen grässlich schlecht.

Muttertag und Blumenmeer

Zu meinem Bruder Emil hatte ich immer eine gute Beziehung. Am Sonntagnachmittag nahm er mich manchmal mit, um im «Bahnhöfli» oder in der «Sommerhalde» die Fernsehübertragung von Skispringen oder Abfahrtsrennen zu schauen. Vor dem Muttertag gab Emil mir einmal zwanzig Franken, um für unsere Mutter einen Blumenstock in der nahen Gärtnerei zu besorgen. Ich war von den vielen Blumen sehr beeindruckt und kaufte davon so viele wie möglich. Am Schluss waren es über zwanzig Blumenstöcke. Wir konnten damit das ganze Haus dekorieren und brauchten auch noch die Fenster-simse des Hühnerhofs. Mein Bruder war davon nicht so begeistert wie ich. Er hatte gehofft, dass ich noch etwas Geld zurückbringen würde. Aber gekauft ist gekauft.

Der schnellste Rütihöfler

Der Radfahrerverein organisierte jedes Jahr ein Wettfahren auf einer Rundstrecke ausserhalb des Dorfes. Der Start war bei der Post. Zuerst ging es um den schnellsten Rütihöfler ohne Velo. Die Rundstrecke musste gerannt werden. Wir Mädchen durften nicht teilnehmen, obwohl wir oft schneller waren als unsere Mitschüler. Das fanden wir sehr ungerecht und wir versuchten, Einfluss zu nehmen. In der fünften Klasse war es dann endlich so weit. Die Mädchen durften ebenfalls mitmachen.

Das Pfingstspringen in Müslen

An Pfingsten fand in Müslen immer eine Springkonkurrenz mit Pferden statt. Obwohl Müslen zur Gemeinde Birmenstorf gehört, kamen die Kinder von dort nach Rütihof zur Schule, weil der Weg kürzer war. So entstanden oft auch Freundschaften. Sepp Friedrich, ein Schulkollege meines ältesten Bruders, hatte ein Pferd. Allerdings nur ein «Ackergaul». Die Springkonkurrenz war für uns Kinder eher langweilig, da immer die gleiche Strecke geritten wurde. Nur Pferd und Reiter wechselten. Wir warteten jedoch

gespannt auf das Ende. Dann kam als besondere Attraktion Sepp Friedrich ohne Sattel auf seinem «Ackergaul» angeritten und versuchte ausser Konkurrenz, den Parcours zu meistern. Manchmal schaffte er ein oder zwei Hindernisse. Meist aber riss er die Stangen nieder, oder rutschte fast vom Gaul. Diese Szenen waren für uns die lustigsten Momente!

Der «Hülsenotti» und der «Giebel»

An manchen Wochenenden wurde beim Schützenhaus geschossen. Der Schützenstand befand sich im Hang unterhalb des Friedhofs. Dort fanden wir Kinder Blei, das wir sammelten. Interessanter waren aber die leeren Hülsen. Am Sonntag tauchte manchmal ein grosser, starker Mann aus Fislisbach auf, der nicht richtig sprechen konnte. Für eine Hülse bückte er sich, setzte die Hände auf den Boden und streckte ein Bein die Höhe. Streckte man ihm einen Franken und eine Hülse hin, so nahm er die Hülse, obwohl diese weniger wert war. Wir Kinder rannten hinter ihm her und hänselten ihn, bis er zornig wurde und uns nachrannte.



Eine weitere besondere Erscheinung war der «Giebel» (Bild links). Wieso er diesen Übernamen bekommen hatte, weiss ich nicht. Er war immer sehr flott gekleidet, hatte einen eleganten schwarzen Hut auf und ging wegen eines steifen Beins an einem Stock. Unterdessen wurde mir erzählt, dass er von einem Giebel gefallen sei und dabei sein Bein verletzt hatte. Er kam regelmässig bei meiner Mutter vorbei und verlangte einen Schnaps und etwas Geld. Er lebte wohl von einer kleinen Rente und wohnte bei seinem Bruder, der bettlägerig war und offene Beine sowie eine schwarze Zehe hatte, wohl wegen nicht behandelter Diabetes.

Körper, Scherenschleifer und Pfannenflicker

Ab und zu kamen bei uns Scherenschleifer vorbei. Einige der Männer hatten keine Unterkunft. Mein Vater liess sie dann jeweils im Heustock übernachten, denn in einem Bett oder auf einer Matratze wollten sie nicht schlafen. Er hatte zwar immer ein unguetes Gefühl dabei. Die Männer mussten ihm darum vorher die Zigaretten und Zündhölzer abgeben.

Ein besonderer Typ war ein junger Mann mit einem Zelt. Er campierte ca. zehn Tage lang im «Hölzli» bei der Kiesgrube. Wir Kinder und Jugendlichen besuchten ihn dort so oft wie möglich. Im Gegensatz zu andern hatte er keine Hunde, aber zwei syrische Rassekatzen. Er flocht sehr schöne kleine Stühle und schenkte mir einmal eine Schlangenhaut. Jedes Jahr im Sommer zeltete auch eine Familie mit zwei scharfen Hunden im Wald hinter der Sommerhalde. Für ihren Unterhalt flochten die Erwachsenen Körbe, gingen Scheren schleifen oder Pfannen flicken. Meine Mutter hatte mit

ihnen Erbarmen. So brachten wir ihnen manchmal Eier, Teigwaren, Kartoffeln und Kleider. Sie schenkten uns dafür geflochtene Körbe, die plötzlich vor unserem Haus standen. Auch uns unbekannte Jenische fanden unser Haus. Sie erzählten meiner Mutter, dass sie das Haus an Zeichen erkannten, die andere hinterlassen hatten. An einem Blumentopf fand ich einmal ein blaues, lachendes Gesicht. Vielleicht sollte dies meine Mutter sein? Meistens waren diese Leute miteinander verwandt. Einige hiessen Nobel. Vielfach waren sie untereinander auch zerstritten und auf der Flucht. Zu dieser Zeit wurde tatsächlich ein Mann bei der Reussbrücke in Birmenstorf ermordet.

Kein Kies, dafür Stockcarrennen

Wieder einmal war das Geld knapp und mein Vater erhoffte sich, dass unter unserem Land im Tobelacher Kies gefunden werden könnte. Das würde unser Budget aufbessern. Die Bohrungen waren leider erfolglos. Kurze Zeit später wurde mein Vater für ein Stockcarrennen auf dem gleichen Land angefragt. Er fasste die Gelegenheit beim Schopf und machte einen Vertrag mit den Veranstaltern. Der Humus musste zuerst abgetragen werden. Dieser wurde dann als Damm rund um die Rennstrecke aufgeschichtet, u.a. auch als Schutz für die Zuschauer*innen. Gestartet wurde mit alten Autos, die einander rammen mussten, bis nur noch ein Sieger übrig blieb. Das war an einem Wochenende ein riesiger Spektakel mit vielen Zuschauern auf einer extra gebauten Tribüne. Ein Auto fing sogar Feuer und brannte aus. Dieses hat mein Vater dann übernommen um daraus einen Pneuwagen als Traktoranhänger zu machen. Lange Zeit stand dieses Auto noch hinter unserem Haus und wir Kinder konnten es zum Spielen benutzen. Für den Pneuwagen waren nur die Achsen und die Räder nötig. Der ganze Oberbau musste zuerst abmontiert und das Polster herausgetrennt werden. Dazu mussten unzählige Schrauben gelöst werden. Mit grosser Freude gingen wir Kinder mit ans Werk!

Geburtstag und viel Schnee

An den Geburtstagen bekamen wir Kinder von unserer Mutter zwei Franken. Damit durften wir im Dorfladen Süssigkeiten kaufen. Ich nahm immer die billigsten «Guetzli», weil es davon am meisten gab. Im Januar an meinem 11. Geburtstag, hatte es sehr viel Schnee. Da wir keinen richtigen Schlitten mehr besaßen, beschloss mein Vater, mit mir hinten auf dem Velo nach Birmenstorf zu fahren, um einen neuen «Davoser» zu kaufen. Dieser sollte dann mir gehören. Doch auf dem Heimweg schneite es so stark, dass wir mit dem Velo und dem Schlitten kaum mehr vorwärts kamen. Erst bei Dunkelheit kamen wir wieder zu Hause an.

Nicht nur wie sonst jedes Jahr beim Friedhofhügel, sondern auch von der Kapelle die Kirchgasse und um die Kurve weiter die Brunngasse hinunter bis zum Haus Wettstein hatten wir Kinder einen richtigen Schlittelweg angelegt. Wir fuhren manchmal bäuchlings hinunter oder hängten mit den Füßen am nächsten Schlitten ein. Das gab Probleme mit den älteren Frauen, die den Gottesdienst besuchen wollten. Deshalb wurde Sand und Kies auf unseren vereisten Schlittelweg gestreut, so dass das Schlitteln keinen Spass mehr machte! Einmal über Nacht fiel so viel Schnee, dass im Fislisbacher Feld eine Stromleitung nach Rütihof heruntergerissen wurde. Dies war so gefährlich, dass mein Vater jemanden als Wache hinstellte, bis die Reparatur organisiert war.

Land- und Milchwirtschaft

Die Kasse der Milchgenossenschaft



Milchmarie und meine Eltern

Mein Vater führte jahrzehntelang die Kasse der Milchgenossenschaft. Viele Jahre waren es nur noch sieben Bauernbetriebe, die im «Milchhüsli» Milch ab-lieferten. Die «Milchmarie» (Meier Marie) nahm am Morgen und am Abend die Milch entgegen, die gekühlt und in Kannen abgefüllt wurde. Die Familien in Rütihof bezahlten die Milch mit Milchbatzen. Die Kinder holten am Abend die Milch mit dem «Milchkes-seli». Auch Joghurt wurde verkauft. Die grösste Milchmenge wurde aber vom Milchmann Lehmann in Baden abgeholt, der selbst einen Laden in der Halde in Baden führte. Damals gab es noch keine Milchkontingente für die Bauern.

Ein Teil der Milch wurde durch eine grosse Zentri-fuge geleitet um Rahm abzuscheiden. Wenn zu viel Käse produziert wurde, dann mussten die Bauern Emmentaler- und Tilsiterkäse beziehen, je nach

Menge der abgelieferten Milch. Die «Milchmarie» kam einmal pro Monat am Abend zu uns in die Stube und wir zählten alle abgegebenen Marken, für die sie den entspre-chenden Geldbetrag abliefern musste. Bei dieser Zählerei halfen wir Kinder immer sehr gern mit und machten Zehner-Häufchen. Wir durften dafür länger aufbleiben.

Auszahlung und Strafe

Mein Vater hatte im Stubenkasten eine abschliessbare Milchkasse. Jeden Monat wur-den die Auszahlungen pro Bauer vorbereitet und in eine Zahntagstüte abgefüllt. Diese holten die Bauern dann gegen Unterschrift bei uns zu Hause, oder manchmal auch di-rekt im «Milchhüsli», ab. Oft gab es unangemeldet Qualitätskontrollen bei der Milchab-gabe. War die Milch bei einem Bauern zu sehr verschmutzt oder gar etwas verdünnt, was zwar selten vorkam, dann gab es pro Liter und Monat Abzüge. Mein Vater führte ein dickes Kassabuch und hatte am Schluss des Jahres eine Abrechnung vorzulegen, die dann von der Mitgliederversammlung der Milchgenossenschaft Rütihof genehmigt werden musste. Es gab nie Beanstandungen, mein Vater rechnete und rechnete bis alles auf 5 Rappen genau stimmte. Einmal kam unangemeldet ein Kontrolleur der Milchgenossenschaft Aargau bei uns vorbei. Mein Vater musste das Kassabuch und das Geld, das in der Kasse war, vorweisen. Alles wurde kontrolliert. In andern Dörfern war in der Regel ein Landwirt Kassier. Dabei kam es öfters zu Unregelmässigkeiten, weil sich jemand kurzfristig für eigene Zwecke Geld aus der Kasse geliehen hatte. Manchmal war auch nur falsch gerechnet worden.

Die Gant beim Bauernhof Schneider

In Rütihof gab es eigentlich nur Kleinbauern. Viele verdienten sich mit einer Nebenbeschäftigung Geld hinzu, z.B. als Dorfcoiffeur, Hausmetzger, Schulhausabwart oder mit einer Beschäftigung über den Winter in der Fabrik Meierhofer in Mellingen, wie mein Bruder Hans. Einer der ersten Bauern in unserer Nachbarschaft, der die Landwirtschaft aufgab, war Walter Schneider. Bei einer Gant wurden sämtliche landwirtschaftlichen Geräte, Traktor, Heuwagen und auch Kühe versteigert. Das Bauernhaus wurde dann abgebrochen und auf diesem Land liess er eines der ersten Mehrfamilienhäuser in Rütihof bauen. Auch unser Nachbar Valentin Meier betrieb die Landwirtschaft nur noch auf kleinem Feuer. Mit der Hilfe von Martha, seiner jüngsten Tochter, konnte er immerhin noch drei Kühe halten. Sie gingen mit einem Kuhgespann das Gras holen und hatten keinen Traktor (vgl. Teil I, Seite 16). Da mein Bruder Landwirt bleiben wollte, konnten wir zu unseren eigenen 6 1/2 Hektaren weiteres Land von Bauern, die ihren Hof aufgaben, dazu pachten und die Landwirtschaft sogar ausbauen. Von den gefleckten Zugkühen wechselte man auf viel kleinere braune Kühe, die nur noch Milch gaben und weniger Platz im Stall beanspruchten. Doch die Veränderung in der Nachbarschaft hatte auch ihren Preis. Es wurden weitere Mehrfamilienhäuser gebaut, und wenn man Jauche auf die Felder ausbrachte, gab es Reklamationen wegen des Gestanks.

Die Kuh aus Seon

Etwa zweimal im Jahr fand in Brugg in der Nähe des Bahnhofs – dort wo heute der Fachhochschul-Campus steht – ein Viehmarkt statt. Über einen Viehhändler kaufte mein Vater eine braune Kuh aus Seon, die wir aber selbst dort abholen mussten. Mein Vater mietete einen Viehwagen, den er an den Traktor anhängen konnte. Das Problem war nur, dass man von hinten nicht sehen konnte, wenn wir abbiegen wollten, denn der Viehwagen war breiter als der Traktor und hatte keine Blinker. So montierte mein Vater einen roten Pfeil an eine langen Stange. Ich musste mitfahren und bei jeder Abzweigung den Pfeil in die richtige Richtung halten. Der Weg führte auf der Kantonsstrasse von Mellingen nach Mägenwil und weiter nach Lenzburg und schliesslich nach Seon. Wir fanden das Bauernhaus und transportierten die Kuh nach Hause. Kurze Zeit später bekam die Kuh Fieber und kränkelte. Der Tierarzt stellte die Infektionskrankheit Morbus Bang fest. Die Kuh musste geschlachtet werden. Zum Glück hatte sie noch keine anderen Kühe angesteckt. Bei meinem Vater blieb ein sehr ungutes Gefühl gegenüber dem Viehhändler zurück. Er war nicht ganz sicher, ob der Viehhändler schon von der Krankheit gewusst hatte. Die Viehversicherung deckte zum Glück den Schaden wenigstens teilweise.

Organisation der Gesamtgemeinde

Konfessionen und Schule

Die Gemeinde Dättwil bestand seit 1805 aus Dättwil, Rütihof und Münzlishausen. Die Bevölkerung von Dättwil gehörte vorwiegend zur Reformierten Kirchgemeinde Baden. Dies im Gegensatz zum Ortsteil Rütihof, wo die Einwohner mehrheitlich der Katholischen Kirchgemeinde Baden angehörten. Man erzählt, dass Heinrich Anner, ein Vorfahre von mir, im Kriegsdienst bei den Franzosen lesen und schreiben gelernt hatte. Weil er während der Französischen Revolution (1798) durch Beschuss ein Bein verloren hatte, kam er nach Rütihof zurück und unterrichtete an der ersten konfessionell gemischten Schule des Kantons Aargau, ev. sogar der Schweiz. Die Kinder der ganzen Gemeinde besuchten damals die Schule in Rütihof. Zum Heizen mussten die Kinder die Holzscheite selbst mitbringen. Es wurde in privaten Räumen unterrichtet.

Die Exekutive auf Gemeindeebene

Die Exekutive bestand aus fünf Personen. Meistens stellte Dättwil den Ammann und einen Gemeinderat, Rütihof den Vizeammann und einen Gemeinderat und Münzlishausen einen Gemeinderat. Die Rütihöfler Exekutive, bestehend aus Vizeammann und Gemeinderat, war gleichzeitig Vorstand von allen kommunalen Einrichtungen, die nicht zur Gesamtgemeinde Dättwil gehörten; das waren z.B. die Elektrizitätsgesellschaft, die Milchgenossenschaft, der Strassenbau, die Schulverwaltung, die Wasserversorgung und anderes mehr. Für diese Angelegenheiten wurde jedes Jahr, separat von der Gemeindeversammlung der Gesamtgemeinde in Dättwil, eine Gemeindeversammlung in Rütihof abgehalten, die der Vizeammann leitete. Als Dorfvorsteher hatte er teilweise auch polizeiliche Funktionen. Es bestanden zusätzlich verschiedene Kommissionen. Rütihof hatte einen eigenen Gemeinbeschreiber oder manchmal zwei: Herr Hufschmid aus Fislisbach, der als Pflegekind in Rütihof aufgewachsen war, und Herrn Zäch aus Rütihof.

Vater wird Vizeammann



Im Juni 1959 wurden mein Vater als Vizeammann und Alfred Sax als Gemeinderat gewählt. Da mein Vater diesmal offiziell als Vizeammann kandidierte, gab es im Dorf einigen Widerstand. Es gab CVP-Mitglieder, die lieber einen Katholiken als Dorfvorsteher gesehen hätten. Deshalb kandidierte auch Alfred Sax. Von der Gegenseite wurde der Wahlkampf etwas eigenartig geführt. Ein strammer Katholik ging von Haus zu Haus und sammelte Unterschriften, dass die Anner's gar nicht Bürger von Dättwil seien und man deshalb meinen Vater nicht als Vizeammann wählen könne. Das entsprach natürlich nicht der Wahrheit. Die «reformierten» An-

ner's waren schon um 1750 von Tegerfelden nach Rütihof gezogen und hatten 1805 bei der Gründung der Gemeinde Dättwil das Bürgerrecht erhalten, zusätzlich zu demjenigen von Tegerfelden. Nach der französischen Revolution bekamen nämlich alle Einwohner einer Gemeinde das Bürgerrecht der Wohngemeinde. Das Bürgerrecht hatte zu jener Zeit eine grosse Bedeutung. Wurde man nämlich «armengenössig», so musste die Bürgergemeinde bezahlen und der Mann oder Familienvorstand verlor das Stimmrecht. In der Gesamtgemeinde Dättwil existierten zwei parallele Armengemeinden, eine reformierte und eine katholische, die sich jeweils um ihre Religionsangehörigen kümmerten. Eine Konstruktion wie die Gesamtgemeinde Dättwil, die 1805 aus verschiedenen freien Höfen zusammengesetzt wurde, existierte zu jener Zeit wahrscheinlich in der ganzen Schweiz nicht. In den Gemeinderat konnte aber jeder Einwohner, unabhängig vom Bürgerrecht, gewählt werden. Nur die Frauen durften bis 1971 noch nicht wählen.

Strassenbau in Rütihof

Vater hatte grosse Freude an den neuen Herausforderungen in diesem Amt und er steckte viel Zeit und Energie in diese neue Tätigkeit. Sie entsprach mehr seinen Fähigkeiten als das Bestellen der Felder. Landwirt war nie sein Traumberuf gewesen. Erst zwanzig-jährig hatte er den Bauernhof seiner Eltern übernommen, weil sein Vater 1927 überraschenderweise verstorben war und die Familie sonst auseinandergerissen worden wäre. Vater war der zweitälteste von sieben Geschwistern und seine jüngste Schwester war bei der Hofübernahme erst vier Jahre alt.



Mein Vater mit dem Kuhgespann beim Milchhüsli. Die Strasse ist noch auf dem alten Niveau.

Das grösste Projekt, das mein Vater als Vizeammann sofort an die Hand nahm, war die Sanierung der Strassen sowie der Leitungen für Wasser und Strom. Erstmals wurden die Strassen in Rütihof geteert, etwas erweitert und beim «Milchhüsli» angehoben. Die Eingabe an den Kanton Aargau zur Mitfinanzierung war vorgängig angenommen worden. Für den Strassenbau war die Bau-firma Weibel aus Wettingen ausgewählt worden, und Herr Weibel beaufsichtigte die Bauarbeiten persönlich. Das heisst, mein Vater war mehr als ein Jahr lang

jede Woche ein-bis zweimal mit ihm auf der Strasse unterwegs, um die anstehenden Sanierungen vor Ort zu besprechen und zu kontrollieren. Für die Leitungen wurden zuerst Gräben ausgehoben und Anschlüsse für die Häuser erstellt. Erst am Schluss kam der Strassenbelag darüber. Einmal, bei Eichers Haus, rannte Max, der Nachbarsbub, hinter Vater her und rief: «Daddy, Daddy warte, ich will auch mitkommen!» Mein Vater nahm ihn bei der Hand und schritt mit ihm durchs Dorf. Herr Weibel ging davon aus, dass Max sein Sohn wäre. Als mein Vater verneinte, fragte er ihn, ob ihn eigentlich das ganze Dorf «Daddy» nenne. Das war natürlich nicht so. Doch mit nur rund 350 Einwohner*innen kannten sich damals noch alle.

Polizeiliche Aufgaben



Herr und Frau Sax mit Hans und Ruth

Zwischen meinem Vater und Alfred Sax als Gemeinderat bestand nicht immer das beste Einvernehmen. Sie waren auch sehr unterschiedliche Charaktere. Alfred Sax führte in Baden die «Ferro» und war nicht so stark integriert im Dorf wie mein Vater, der fast immer zu erreichen war. Bei der Kiesgrube im «Hölzli» (Röthlerholz) war eine Verbotstafel aufgestellt worden, die das Entsorgen von Abfall gegen Busse untersagte. Meinem Vater wurde zugetragen, dass dort trotzdem jemand weiter Abfall entsorge. Man fand heraus, dass es Alfred Sax war. Das war für meinen Vater nun eine unangenehme und sehr

heikle Angelegenheit. Er telefonierte Gemeinderat Sax und teilte ihm mit, dass er sofort damit aufhören solle, sonst sähe sich Vater von Amtes wegen gezwungen, gegen ihn Anzeige zu erstatten. Alfred Sax reagierte sehr aufgebracht. Es dauerte eine Weile, bis sich die beiden wieder versöhnten. Bei Ehestreitereien oder sonst ungewöhnlichen Ereignissen wurde mein Vater ebenfalls gerufen. Es gab ein Ehepaar, zu dem er manchmal sogar nachts gerufen wurde, um einen Streit zu schlichten. Am darauffolgenden Sonntag spazierten diese Eheleute dann aber wieder Hand in Hand an unserem Haus vorbei. Manchmal war wohl auch Alkohol mit im Spiel. Selten kam es zudem vor, dass jemand wegen psychischen Problemen oder einem schizophrenen Schub in die Klinik Königsfelden eingewiesen werden musste.

Die Fusion mit Baden

Die Stadt Baden befand sich in einer Aufbruchsstimmung und wollte sich weiter nach Dättwil und Münzlishausen ausdehnen. Diese beiden Ortsteile grenzten an die Stadt Baden. Die Exklave Rütihof gehörte jedoch ebenfalls zur Gesamtgemeinde Dättwil. Darum wurde an einer Gemeindeversammlung der Gesamtgemeinde beschlossen, dass entweder alle drei Ortsteile oder keiner eingemeindet werden soll. Die Eingemeindung wurde dann von der Mehrheit befürwortet, und mein Vater war bei den Fusionsverhandlungen mit Baden dabei, obwohl er persönlich lieber Rütihof als eigene Gemeinde gesehen hätte.

Journalisten kamen bei meinem Vater vorbei, und es gab Bilder sowie Artikel nicht nur im Badener Tagblatt und im Reussbote, sondern sogar im schweizweit gelesenen «Gelben Heft». Zweimal läuteten bei uns an der Tür Immobilienagenten aus Zürich und wollten meinem Vater für eine Million den Bauernhof abkaufen. Die Bodenpreise stiegen. Doch mein Vater liess sie abblitzen und sagte ihnen, wenn der Bauernhof für sie einen solchen Wert hätte, sei dieser für uns auch so viel wert. Der folgende Witz machte dann die Runde: Ein Bäuerlein hatte seinen Bauernhof verkauft und ging darauf zur Bank, um das Geld anzulegen. Es fragte, wie das Geld nun am besten anzulegen sei? Die Antwort des Beraters war: Am besten Land kaufen!

Eingemeindung per 1. Januar 1962



Letzte Gemeindeversammlung in Rütihof: vlnr. Gemeinderat Alfred Sax, Ortsvorsteher Emil Anner und Protokollführer Zäch. Foto: Lokalpresse

Die Eingemeindung wurde beschlossen, und die Bürger*innen der Gesamtgemeinde Dättwil erhielten das Badener Bürgerrecht. Die Ortsbürgergemeinde Baden bekam dafür gratis den Wald im Besitz der Bürger von Dättwil. Als symbolischer Akt wurde von den Städtischen Werken Baden ein Brunnen gespendet. Dieser wurde mit Ansprachen am 15. Mai 1962 beim Trafohüsli eingeweiht und symbolisch der Dorfjugend geschenkt.

Ein Dorfverein wurde gegründet. Als ersten Präsidenten wählte die Mitgliederversammlung meinen Vater. Seine Aufgaben änderten sich zum Teil. Er wurde

in die Baukommission von Baden gewählt. Doch die Übergabe der Akten, Pläne und Protokollbücher, z.B. der Elektrizitätsgesellschaft Rütihof, die im Kasten in unserer Stube lagerten, verzögerte sich. Mit meinem Vater wurde dann vereinbart, dass diese Unterlagen weiter bei uns aufbewahrt bleiben sollen und dass die zuständigen Beamten bei Fragen besser bei ihm vorbeikommen würden, weil er sich so gut auskenne und sie so nicht lange suchen müssten. Dadurch hatte mein Vater noch ziemlich lange regen Kontakt zur Verwaltung und zu Stadtmann Max Müller.

Bezirksschule Mellingen 1964-66 und wichtige nationale und internationale Ereignisse

Die Aufnahmeprüfung an die Bezirksschule Mellingen

In der fünften Klasse musste man einen vorgeschriebenen Notendurchschnitt ausweisen, um sich zur Prüfung für die Bezirksschule Mellingen oder für die Sekundarschule Birmenstorf anmelden zu können. Herr Werner Koch aus Mägenwil war unser Fünftklass- und damit auch Oberstufenlehrer. Er bevorzugte die guten Schüler. Mein Nachbar Franz Busslinger und ich waren die einzigen aus unserer Klasse, die zur schriftlichen Aufnahmeprüfung an die Bezirksschule Mellingen gehen konnten. Den Weg gingen wir zu Fuss. Die Prüfung dauerte einen Vormittag und bestand aus Rechnen, Aufsatz und Diktat. Da wir erst gegen halb zwei wieder in Rütihof zurück waren, wärmte meine Mutter uns das Mittagessen auf und wir erzählten von der Prüfung. Zwei Wochen später waren wir sehr glücklich über das Resultat, denn wir beide hatten schon die schriftliche Prüfung bestanden. Eigentlich war mir versprochen worden, dass ich ein neues Damenvelo erhalten werde, falls ich in die Bezirksschule aufgenommen würde. Doch die familiären Finanzen sahen gerade nicht gut aus. So wurde beschlossen, dass das Damenvelo, mit dem bereits meine Schwester vier Jahre zur Bezirksschule

gefahren war, für mich wieder in Ordnung gebracht werde. Ruth besuchte unterdessen das Lehrerinnenseminar in Aarau und brauchte das Velo nicht mehr. Sie fuhr jeden Tag mit dem Zug dorthin. Während der nächsten vier Jahre flickte ich das Velo meist selbst und hatte sehr viel Freude daran. So wechselte ich den Berufswunsch von Finkenverkäuferin zu Veloflickerin.

Der Kalte Krieg und die Kuba-Krise

In der von der Sowjetunion kontrollierten DDR (Ostdeutschland) war es verboten, in den Westen auszuwandern oder auch nur Verwandte in Westberlin zu besuchen. Um den Flüchtlingsstrom zu unterbinden, wurde 1961 im Westen der DDR die Berliner Mauer gebaut. Im Westen bestand immer eine gewisse Angst vor einem russischen Überfall und man befürchtete auch einen Atomkrieg. Aus diesem Grund wurden in der Schweiz Luftschutzkeller gebaut. Die alliierten Mächte (USA und England) waren seit Ende des Zweiten Weltkrieges immer noch mit ihren Soldaten und Kasernen als Schutzmacht in der Bundesrepublik Deutschland, in Frankreich und auch in Italien vertreten.

1962 kam es zur grossen Kuba-Krise. Die Russen hatten auf Kuba Raketen stationiert. Gleichzeitig fuhren amerikanische und russische Kriegsschiffe Richtung Kuba los. Auf beiden Seiten wurde schon länger aufgerüstet. Man befürchtete einen dritten Weltkrieg. Auf russischer Seite war Nikita Chruschtschow an der Macht und in den USA John F. Kennedy Präsident. Zum Glück konnte die Krise durch diplomatische Gespräche entschärft werden.

Der erste Flug der Caravelle

Das erste düsengetriebene Flugzeug der Swissair war eine Caravelle. Im Frühling 63 flog diese auf dem Weg von Zürich nach Nizza das erste Mal über unser Haus. Wir standen alle draussen und schauten zum Himmel. Da kam der kleine Nachbar Maxli um die Ecke gesprungen und rief «Caramel, Caramel!». Ich glaube, er hatte sich etwas anderes darunter vorgestellt.

Maxli war sehr musikalisch und trällerte am frühen Morgen schon die neusten Schlager vor sich hin. Erst vierjährig sang er: «Marina, Marina, Marina, du bist ja die Schönste der Welt. Wunderbares Mädchen, bald sind wir ein Pärchen ...»

Im September 63 stürzte dann eine Caravelle der Swissair in Dürrenäsch ab. Das war ein grosses Drama. Alle achtzig Insassen kamen dabei ums Leben. Über vierzig Passagiere stammten aus Humlikon und gehörten der dortigen landwirtschaftlichen Genossenschaft an, die einen Ausflug nach Genf machen wollte. Zu den Verunglückten gehörten sämtliche Mitglieder des Gemeinderats, der Schulpflege, sowie die Betriebsleiter der meisten Bauernhöfe. 39 Minderjährige im gleichen Dorf verloren ihre Eltern. Auf den Feldern mussten aber die Arbeiten weitergeführt werden. Es wurde ein Transport mit Schüler*innen aus unserer Gegend nach Humlikon organisiert, um die Rüben zu putzen und Kartoffeln aufzulesen. Ich blieb zu Hause, weil diese Arbeiten auch bei uns gerade anstanden.

Das Attentat auf den amerikanischen Präsidenten

Im November 63 wurde John F. Kennedy erschossen. Er und seine hübsche Frau Jacky waren für viele ein Traumpaar. Die Trauer über seinen Tod war überall gross. Meine Familie hatte noch keinen Fernseher. Wir gingen deshalb die Bilder des Anschlags und der Beerdigung bei unseren Nachbarn, den Busslinger's, schauen. Zu meinem 13. Geburtstag schenkte mir diese Nachbarin ein Buch über das Leben von John F. Kennedy. Oft gingen wir am Abend auch die Deutsche Tagesschau oder das Ratespiel «Dopplet oder Nüt» am Schweizer Fernsehen, moderiert von Mäni Weber, schauen. Diese Sendung war der grosse Hit, den sich jede Woche fast das ganze Schweizer Publikum ansah.

Bezirksschule und Winter

Mit dem Velo fuhren Franz und ich jeden Tag nach Mellingen zur Schule. Meistens hatten wir es am Morgen sehr eilig. Vor der Unterführung bei der Fabrik Meierhofer war die Strasse im Winter einmal so eisig, dass ich das Velo nicht mehr beherrschen konnte, stürzte und über die Strasse schlitterte. Franz überholte mich, fuhr weiter und lachte noch dazu. Ich rappelte mich wieder auf und fuhr durch den Tunnel. Und wer lag auf der anderen Seite am Boden? Ich rief ihm zu: «Gott straft sofort!»

Bei zu viel Schnee blieben wir auswärtigen Schüler*innen über Mittag im Städtchen und bekamen für fünf Franken im Restaurant Sonne eine Suppe mit Brot.

Besuch beim Schulzahnarzt

In der Bezirksschule erhielten wir ein Zahnbüchlein und der Zahnarzt Walter Humbel kam jedes Jahr die Zähne kontrollieren. In der dritten und vierten Klasse hatte ich ziemlich viele Löcher und musste einige Zähne flicken lassen. Ich fuhr extra am Mittwochnachmittag nach Mellingen. Es tat manchmal schon sehr weh, trotz Lachgas und Spritzen. Mein Vater war mit dem Zahnarzt befreundet, weil sie früher gemeinsam die Bezirksschule Mellingen besucht hatten. Er hatte mit ihm ein Abkommen: Die Zähne von uns Kindern wurden sofort geflickt, doch bezahlen musste mein Vater immer erst, wenn er das Geld beisammen hatte, beispielsweise im Herbst nach dem Verkauf von Obst oder einem Kalb. Mit dem Tierarzt Albin Frei aus Mellingen war Vater ebenfalls befreundet. Auch er war ein ehemaliger Schulkamerad aus der Bezirksschule, wie Fräulein Binggeli, die Primarlehrerin in Rütihof.

Der Bezirksschulalltag

Ich war keine sehr gute Schülerin und hatte vor allem Mühe mit den Sprachen. Rechnen und Geschichte waren meine Lieblingsfächer. «Schönschreiben» und Turnen bei Lehrer Schibli standen ebenfalls auf dem Stundenplan. In der Handarbeit lernten wir im ersten Jahr vor allem flicken und die Nähmaschine benutzen. In der zweiten Klasse entschied ich mich für Latein und musste dann die Handarbeit nicht mehr besuchen. Leider wurden erst dann interessante Kleider genäht. In unserer Klasse waren 37 Schüler*innen. Einige Burschen benahmen sich zunehmend schlechter. Bei der «hüb-

schen» Französisch-Lehrerin spickten sie mit Gummis Zettelchen nach vorn, wenn sie etwas an die Tafel schrieb. Wir schrieben noch mit Tinte, Federhalter und Federn. Auch solche Federn spickten die Buben manchmal durchs Schulzimmer und an die Decke, wo diese zum Teil stecken blieben. Bei Herrn Graf, dem Rektor, getrauten sie sich aber solches nicht. Er konnte plötzlich jähzornig werden und versetzte den Burschen einen Fusstritt, bevor sie aus dem Zimmer spedierte wurden. Franziska aus Fislisbach war lange meine Banknachbarin. Sie brachte einmal den «Eulenspiegel» mit, und wir lasen die Witze unter dem Pult. Latein hatten wir beim katholischen Pfarrer von Mellingen. Bei den Prüfungen übersetzten wir je nur einen Satz und legten dann Zettelchen auf den Boden, die herumgereicht wurden. Der Pfarrer sagte nie etwas, obwohl er es sicher bemerkte. Auch Latein als Freifach zählte wie einige Hauptfächer für das Zeugnis doppelt.

Pausen und Katechismus

Die katholischen Mitschülerinnen taten mir manchmal leid. Sie hatten pro Woche zwei Stunden Religionsunterricht und mussten dauernd Passagen aus dem Katechismus auswendig lernen. Es ging vor allem um das richtige Verhalten der Katholiken. In der Pause waren sie oft gestresst und lernten noch. Sie mussten ja auch beichten gehen. Wir Reformierten hatten Religionsunterricht beim reformierten Pfarrer. Inhaltlich kann ich mich nicht mehr an viel erinnern, ausser dass er uns über die Entstehung der Bibel erzählte und wir alle Bücher, die darin vorkommen, in der Form eines Verses auswendig lernten. Meine Eltern gingen selten zur Kirche. Aber am Karfreitag oder an Ostern besuchte mein Vater in Mellingen den Gottesdienst. Mit der Predigt des Pfarrers war er oft nicht zufrieden. Als dieser dann auch noch erwähnte, dass er an Ostern Menschen in der Kirche sehe, die das ganze Jahr abwesend seien und Vater dabei anblickte, war es ganz vorbei mit Vaters Kirchgang.

Wer ist Jesus?

Ich fragte einmal meinen Vater, ob Jesus nun Gott oder Mensch sei. Da er mir keine eindeutige Antwort geben konnte, beschäftigte ihn diese Frage dann noch längere Zeit mehr als mich selber. Ich fragte den katholischen Pfarrer, unseren Lateinlehrer, über die katholische Meinung. Die Katholiken sahen Jesus eher als Gott, als Teil des dreifaltigen Gottes: Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heilige Geist. Die Frage liess meinem Vater keine Ruhe und als er dann doch wieder einmal den reformierten Pfarrer von Mellingen traf, fragte er ihn ebenfalls nach seiner Meinung. Dieser antwortete ihm, dass es bei den Reformierten zwei Lager gäbe. Die einen betrachteten Jesus als Gott, die anderen als Mensch. Bei der Bewerbung für eine Pfarrstelle müsse man meistens seine Meinung darüber kundtun und die Antwort entscheide je nach Kirchgemeinde über die Anstellung. Dass ich einen so wunden Punkt mit der Frage getroffen hatte, war mir nicht bewusst gewesen.

Schulkolleginnen

Die Schülerinnen aus Mellingen waren oft unter sich. Ich hatte aber zu Bethli Suter, deren Vater die Post in Mellingen führte, und zu Astrid Grob, deren Vater die Hypothekarbank Mellingen leitete, immer etwas Kontakt und durfte in den Ferien manchmal bei ihnen übernachten oder sie über Weihnachten-Neujahr besuchen. Auch mit Anna Papst vom Kino hatte ich immer Kontakt. Wir spielten zusammen Querflöte. Nur mit einem Mädchen aus Mellingen konnte ich nichts anfangen. Sie stammte aus reichem Haus und nahm mich einmal mit nach Hause. Ich wunderte mich, in welchem schönem Haus sie wohnte und wie viele Kleider sie im Kasten aufgeschichtet hatte. Als sie einmal Intrigenspiele beginnen wollte und mich belog, war sie für mich abgeschrieben.



Klassenfoto der zweiten Bezirksschulklasse in Mellingen

Brieffreundinnen und Bibliothek

Ab der 3. Bezirksschulklasse hatten wir Englisch als Freifach. Meine Banknachbarin Susi Capaul aus Hägglingen stand im Kontakt mit einer Organisation, die weltweit Brieffreundschaften vermittelte, und wir beschlossen, uns anzumelden. Man konnte die gewünschten Länder und das Alter angeben. Ich bekam bald einen Brief von einer Japanerin, die in Kenia wohnte, dann von einer Schülerin aus Malaysia und später noch von einer Australierin. So schrieben wir in Englisch über viele Jahre hin und her. Doch besucht habe ich keine von ihnen.

Von der Bibliothek konnten wir Bücher ausleihen. Ich las vor allem Bücher über die Entdeckung von Kontinenten und Expeditionen im Amazonasgebiet oder von Stanley und Livingston und der Entdeckung der Viktoriafälle in Afrika, auch über die Eroberung der Majas durch die Spanier. Ich wollte einmal die ganze weite Welt bereisen.

Susi begann plötzlich von einer Musikgruppe zu schwärmen. Sie hiess Beatles und Susi war ganz vernarrt in diese langhaarigen Jungen und ihre Musik. Sie brachte mir Fotos aus dem «Bravo-Heft» mit. Wir ahnten damals nicht, welche Bedeutung diese Gruppe später noch bekommen sollte.

Das Anlegen eines Herbariums

Meine Schwester musste im Seminar ein Herbarium anlegen. Zur gleichen Zeit wurden auch wir in der Bezirksschule unterrichtet, wie man ein Herbarium anlegt. Ich entschied mich für Blätter von Bäumen und Sträuchern. Meine Schwester und mein Vater halfen mir, Blätter zu sammeln. Mein Vater liebte den Wald und besass einen der schönsten Laubwälder der Gegend, wie ihm einmal der Förster von Birmenstorf attestierte. Ich sammelte über 80 Blätter und kannte alle Namen. Für dieses Herbarium bekam ich eine 6.

Bauernkrieg und Wilder Westen

In Geschichte bei Dr. Otto Hunziker war der Schwerpunkt «Schweizergeschichte». Wir hörten vieles über Europa und die Königshäuser, über Päpste und Kirchenbau sowie über Kriege und Friedensverhandlungen. Dabei mussten wir meistens die Jahreszahlen auswendig lernen. Nur einmal war das Thema die Bauern und ihre Aufstände sowie ihre Lebensweise, was mich als Bauerntochter ungeheuer interessierte. Doch genau als dieses Thema an der Reihe war, bekam ich eine Grippe und musste zwei Wochen zu Hause bleiben. In dieser Zeit las ich alles über diese Bauernkriege, über die Schlacht 1712 bei Villmergen und die Schlacht in unserer Gegend bei Wohlenschwil! Ich wollte unbedingt die Prüfung darüber machen und ging extra zur Schule. Ich konnte alle Fragen beantworten und schrieb mehrere Seiten darüber. Da ich mich mit Schreiben beeilen musste, achtete ich nicht mehr auf meine Schrift. Ich erhielt die beste Note. Lehrer Hunziker lobte mich, meinte aber negativ, ich hätte eine Wild-West-Schrift. Ab dann gelang es mir nicht mehr, in einer regelmässigen «Schulschrift» zu schreiben, die individuelle persönliche Schrift hatte sich durchgesetzt.

Meine weitere «Schulkarriere»

Ich ging immer mit Interesse zur Schule. Algebra und Geometrie wurden meine Lieblingsfächer. Zu Hause konnte ich mich an den alten Probeheften meiner Schwester orientieren. Die Aufgaben waren sich immer noch ziemlich ähnlich. Dann wurde Susi Capaul fast zwei Jahre lang meine Banknachbarin. Sie war Spitze in den Sprachfächern und wir halfen einander bei den Prüfungen gegenseitig. Meine Schulleistungen wurden immer besser, vor allem in Algebra und Geometrie hatte ich oft die höchste Note. Zu Hause ging es unserer Mutter nicht sehr gut. Mitten in der Nacht hatte sie öfters Herzbeschwerden. Dann musste der Arzt gerufen werden, der ihr eine Spritze gab. Eines Nachts wäre sie fast gestorben. Am andern Tag fand eine Geometrieprüfung statt, und ich hatte ganz wenig geschlafen. Irgendwie konnte ich bei der Prüfung nichts mehr auf die Reihe bringen und bekam dann eine drei. Lehrer Graf wunderte sich über die schlechte Note, die er bei mir nicht gewohnt war. Da meine Schwester

per Zug nach Aarau ins Seminar fuhr und dabei die gleichaltrige Tochter meines Lehrers traf, redeten sie auch über unsere Mutter und dass sie fast gestorben wäre. Dies erzählte die Tochter ihrem Vater und Lehrer Graf zählte dann die schlechte Note für mein Zeugnis nicht.

Politik ist Nebensache

Das einzige «Politische» in der 4. Bez. war, dass wir die Zeitung lesen und ein Heft anlegen sollten, mit Zeitungsartikeln und mit Bildern über das politische Geschehen in der Schweiz sowie auf der Welt. Jede Woche diskutierten wir dann eine Stunde darüber. Das gefiel mir sehr und entsprach meiner Neugier auf die Welt. Die Weichen standen für mich bald Richtung Kantonsschule. In der 4. Klasse der Bezirksschule waren wir nur noch zwanzig Schüler*innen.

Magersucht: Eine unbekannte Krankheit

Johanna war eine sehr hübsche Mitschülerin aus Mellingen, mit langen schwarzen Haaren. Sie konnte unglaublich gute Aufsätze schreiben. In der Klasse hatte sie auch eine Freundin, Margrit Kneuss aus Mägenwil. Beide wollten Lehrerinnen werden. Plötzlich wurde Johanna immer dünner und musste ins Spital. Wir wussten nicht, was mit ihr los war und warum sie Probleme mit dem Essen hatte. Wir dachten, dass es eine gute Idee sei, sie im Spital in Baden zu besuchen und ihr eine Torte mitzubringen, damit sie Lust auf Essen bekam. Doch als sie die Torte sah, wurde ihr übel und sie tat uns leid. Sie ist dann nicht mehr in die Klasse zurückgekehrt und wir bekamen auch keine weiteren Informationen.

Überfall auf dem Heimweg

Hauswirtschaftsunterricht und Überfall im Wald

In der 3. Bez. hatten wir Mädchen Kochschule bei Frau Peter. Dies gefiel uns so gut, dass wir freiwillig auch in der 4. Bez-Klasse die Kochschule besuchten. In der dritten Klasse kochten wir das Mittagessen und in der vierten Klasse ein frühzeitiges Nachtessen. So hatte ich im Sommer bis 19 Uhr Kochschule und fuhr dann nach Hause. Als ich im Wald vom Mellinger Bahnhof den steilen Hang hinauf nach Rütihof mein Velo schob, überholte mich ein Auto. Auf der Höhe kam mir ein junger Mann entgegen. Er fragte mich nach der Richtung und wie weit es zum Mellinger Bahnhof und nach Brugg sei. Ich war etwas ahnungslos. Als ich ihm die Richtung nach Brugg zeigte und mich drehte, sprang er mich an, warf mich zu Boden und würgte mich. Er trug eine Krawatte. Von meinen Brüdern wusste ich, dass wenn man am kürzeren Ende der Krawatte zieht, es dann auch den Hals würgt. Also erwischte ich diesen Zipfel und zog, was ich konnte. Gleichzeitig versuchte ich, ihm das Gesicht zu zerkratzen, so wie ich es von klein auf mit den Nachbarsbuben gemacht hatte. Zur selben Zeit zog mein ganzes Leben wie ein Film in grosser Geschwindigkeit an mir vorbei, wie man sich dies gar nicht vorstellen kann. Ich hatte fast keinen Atem mehr und dachte nur noch: «Wenn es einen

Gott gibt, dann hilft er mir jetzt!» – Da kam ein kleines Auto angefahren mit Italienern aus Rütihof. Weil mein Velo auf der Strasse lag, hielten sie an. Der Mann liess von mir ab und rannte in den Wald. Die Italiener begriffen sofort, was passiert war, und fragten nach der Richtung und rannten hinterher. Sie liessen sogar die Türen ihres Autos offen. Ich selbst nahm mein Velo und wollte so schnell wie möglich nach Hause fahren, um Alarm zu schlagen. Als ich aus dem Wald pedalte, stand am Waldrand ein rotes Auto, und ich erinnerte mich, dass dieses Auto mich überholt hatte. Ich stieg schnell ab, merkte mir die Autonummer und sprach sie bis nach Hause vor mich hin. Ich weiss nicht mehr, wie ich durchs Dorf gefahren bin. Mein Kleid war sehr schmutzig und etwas zerrissen.

Ankunft zu Hause

Vor unserem Haus stand ein grosser Heuwagen und daneben mein Bruder Hans. Meine Mutter war auch nicht weit weg. Als sie mich sah, stiess sie einen Schrei aus und war zu keiner Aktion mehr fähig. Ich informierte kurz meinen Bruder, dass ich überfallen worden und dass aber weiter nichts passiert sei. Er solle die Polizei anrufen, ich hätte die Zürcher Autonummer! Er rannte ins Haus, notierte die Autonummer, rief die Auskunft Nummer 111 an, die dann die Verbindung zur Polizei herstellte. Es ging nicht lange, kamen drei Polizisten angefahren. Sie wollten alle Details wissen, und ich musste ihnen mein Kleid aushändigen wegen eventueller Spuren. Sie hatten schon herausgefunden, dass das Auto einer Frau gehörte, und waren etwas unsicher, ob dies die richtige Autonummer sei. Sie hatten aber Funkkontakt zu Polizisten im Zürcher Unterland, wo einer die Besitzerin des Autos aufsuchte. Sie sagte, sie hätte ihr Auto heute ihrem Bruder ausgeliehen und dieser sei noch nicht zurück. Dann wurden an verschiedenen Orten Strassensperren eingerichtet. Die Polizisten konnten so den Autofahrer festnehmen. Zuerst stritt er alles ab. Doch als sie ihm sagten, dass sie genug Beweise hätten, gab er die Tat zu. Sie nahmen ihn mit nach Baden und sperrten ihn über Nacht im Stadtturm ein. Erst dann erzählten mir die Polizisten, dass eine Woche vorher ein sechsjähriges Mädchen an einem Waldrand im Kanton Zürich ermordet worden war und sie nun den gleichen Täter vermuteten. Am Abend suchten wir die Italiener im Dorf, weil diese auch noch aussagen mussten. Ich zeigte den Polizisten auch, wo das Auto gestanden hatte, damit sie die Abdrücke der Pneu's aufnehmen konnten, um die Spuren zu verfolgen. Am nächsten Morgen holte mich die Polizei wieder ab, und ich musste beim Polizeiposten im Klösterli in Baden auf dem Parkplatz das Auto identifizieren. Anschliessend auf dem Polizeiposten auch den Täter. Es war sehr eindeutig. Ich erkannte sowohl das Auto als auch den Täter. Die Nachricht vom Überfall stand am nächsten Morgen schon im «Blick, was mich wunderte, denn diese Information konnte nur die Polizei selbst dem «Blick» geliefert haben.

Weitere Untersuchungen und Gerichtsverhandlung

Der Mann kam drei Wochen zur Abklärung in die Psychiatrische Klinik nach Königsfelden. Er hatte aber mit dem Mord am Mädchen nichts zu tun. Er war verheiratet, Architekt und hatte selbst ein kleines Töchterlein. Er behauptete, von mir nur Geld gewollt zu haben, was ihm aber niemand glaubte. Seine Frau schrieb mir einen Brief und ent-

schuldigte sich für ihn. Sie tat mir leid. Später fand eine Gerichtsverhandlung statt, an der mein Vater teilnahm. Da ich 15-jährig, also noch minderjährig war, wurde ich nicht zugelassen. Als Strafe bekam der Täter zwei Jahre bedingt und musste mir dreihundert Franken bezahlen. Ich durfte alle Gerichtsakten lesen und auch die Berichte von der Psychiatrischen Klinik. Darin war sein ganzes Leben beschrieben. Er war sehr streng religiös erzogen worden und hatte sexuelle Probleme.

Schulreisen, Ausflüge und Kirchenbazar

Schulreise an den Rheinfall

Eine Abwechslung war die Schulreise an den Rheinfall. Wir bestiegen auch den Munot in Schaffhausen. Für mich war es eher eine langweilige Schulreise. Den Rheinfall hatte ich schon einmal bei einem Familienausflug mit Tante Anni besucht.



Die Mädchen der dritten Bezirksschulklasse vor dem Rheinfall

Skilager in Sörenberg

Die Schule Mellingen organisierte jährlich ein Skilager in Sörenberg. Ich wäre gern mitgegangen, doch zu Hause fehlten das Geld für die Skiausrüstung und die vierzig Franken für das Lager. Mein Bruder Emil hatte unterdessen geheiratet (siehe S. 34: Familiäre und andere Veränderungen). Seine Frau Rosmarie hatte ungefähr die gleiche Kleidergrösse wie ich und besass eine Skiausrüstung. Ich durfte alles von ihr ausleihen, und dann blieb nur noch der Lagerbeitrag. Dieser kam auch noch zusammen, und so konnte ich doch zweimal mit ins Skilager.

Otto Müller, der Fünftklasslehrer von Mellingen, organisierte diese Lager jahrzehntelang. Der Vater von Bethli Suter kam als Lagerleiter mit, und die Mutter von Anna Pabst war zuständig für die Küche. Der Bunte Abend war immer sehr lustig, und getanzt wurde vor allem Twist. Einmal kam eine Familie mit einer jungen Frau, die meinen Bruder von der Jugendgruppe her kannte, ins Lager auf Besuch. Sie fragte mich, wie es meiner Mutter im Spital gehe. Ich hatte keine Ahnung, dass meine Mutter im Spital war. Weil mich dies sehr beunruhigte, versprach mir ein Lehrer, zu mir nach Hause zu telefonieren, vergass es aber wieder. So musste ich weiter auf Bericht warten. Als es dann klappte, und mein Vater sagte, der Mutter gehe es besser und sie könne schon bald nach Hause kommen, war ich erleichtert. Sie war wegen ihrer Herzprobleme in Behandlung. Sie hatte es mir nicht im Voraus sagen wollen, damit ich die Ferien geniessen könne.

Jugendfest in Mellingen und Mode



An einem Jugendfest in Mellingen war ein Umzug der Schüler*innen geplant. Wir Mädchen putzten uns heraus. Die meisten Mädchen trugen hellblaue oder weisse Röcke. Mir gefielen diese Farben nicht, und ich kaufte einen Rock mit roten Punkten. Endlich durfte ich mir auch einen steifen Unterrock aus Schaumstoff anschaffen, was damals Mode war. Das Jugendfest war für mich sehr langweilig.

Am Nachmittag gab es auf der Wiese eine Tanzvorführung, für die wir lange geprobt hatten. Wir standen viel herum, und auch der Lampionumzug am Abend gab mehr her für die Zuschauer*innen als für uns Schüler*innen.

Expo 1964 in Lausanne

Mit der Bezirksschule machten wir eine Schulreise an die Expo in Lausanne. Es hatte viele Pavillons über das Leben in der Schweiz, über das Militär und die Wehrbereitschaft, Filme über Bräuche oder auch einen Flug mit einem Düsenjäger über die Schweizer Berge. Der Rummelplatz gefiel uns aber genauso gut. Mit Franziska ging ich auf ein Sässeli-Karussell, das sich immer schneller drehte. Es war himmlisch! Und wir lachten vor Freude. Wir bekamen aber Angst, dass ich wegen der starken Fliehkraft meine Schuhe verlieren könnte. Tatsächlich konnte ich sie mit den Zehen kaum mehr festhalten.

In den Herbstferien kam meine Schwester auf die Idee, zu zweit nochmal an die Expo zu reisen. So fuhren wir zusammen nach Lausanne, gingen durch die Ausstellung, genossen ein Abendessen und besuchten anschliessend die Vorstellung des Zirkus Knie, der dort gastierte. Ungefähr um zwei Uhr morgens nahmen wir einen Zug bis nach Aarau und von dort einen weiteren nach Mellingen. Im Zug war es wahnsinnig kalt, da die SBB Strom sparte und die Züge nicht heizte. Übernächtigt und müde kamen wir im Morgengrauen am Bahnhof Mellingen an und nahmen den Weg nach Rütihof unter die Füsse. Gerade als wir in Rütihof am «Milchhüsli» vorbeigingen, kam uns Vater mit der Milchkanne entgegen. Wir sagten ihm guten Morgen und gingen schnurstracks nach Hause und ins Bett. Er war froh, dass wir wieder zurück waren.

Weltpolitisch gab es im Oktober 1964 einen Umsturz in der UdSSR. Leonid Breschnew wurde neuer Regierungschef und Chruschtschow wurde putschmässig abgesetzt. Die Hintergründe blieben unklar und ebenso, was dieser Umsturz während des Kalten Krieges für Folgen für den Westen haben könnte.

Zweitägige Schulreise «ins Tessin»

In der vierten Bezirksschulklasse machten wir eine Schulreise in den Kanton Tessin. Ich war noch nie durch den Gotthard gefahren. Mit der Zahnradbahn ging es weiter zum Ritomsee und einer Wanderung zum Lukmanierpass. Zum Schlafen reisten wir

weiter nach Lugano. Dort übernachteten wir zufälligerweise im Hotel Rütihof in einem Massenlager. Es gab einen Raum für Mädchen und einen für Knaben. Die Lehrer hatten eigene Zimmer. In der Nacht kam Fräulein Hollinger, die Französischlehrerin, zum Schlafen in unser Zimmer. Am Morgen erzählte sie uns, dass sie das Zimmer nicht abgeschlossen habe, dass dann ein betrunkenener Mann hereingekommen sei und sich einfach neben sie ins Bett gelegt habe.

Das Wetter in Lugano war wunderbar. Mit der Bahn fuhren wir am andern Tag auf den San Salvatore und wanderten eine lange Strecke auf der Rückseite hinunter bis nach Morcote, einem wunderschönen Städtchen mit speziellen Strassenlampen. Mit dem Schiff unterquerten wir den Damm von Melide zurück nach Lugano. Auf dem grossen Platz in Lugano trafen wir ein paar gleichaltrige Deutsche aus der Nähe von Freiburg. Wir hatten Spass zusammen. Wieder zu Hause, entdeckte ich in meinem Wanderschuh ein Foto mit einer Adresse von Dieter, einem der Deutschen. Ich schrieb ihm und bekam bald eine Antwort. Doch diese war so gespickt mit groben Rechtschreibfehlern, dass ich mich darüber wunderte. Er sprach ja nicht Mundart wie wir. So verlor ich bald das Interesse an ihm.

Der grosse Kirchenbazar 1964

Die Kapelle Rütihof, Baujahr 1897, war in die Jahre gekommen und sollte renoviert werden. Doch das Geld dafür war nicht vorhanden, und so wurde ein grosses dreitägiges Fest geplant mit bekannten Showgrössen aus dem Schweizer Fernsehen. Schon knapp ein halbes Jahr vorher besuchten wir Jugendlichen die Gemeinden im Bezirk und verteilten nach den katholischen Gottesdiensten Flyer mit dem Programm. Alle Vereine im Dorf arbeiteten mit (vgl. die Broschüre «100 Jahre Kapelle Rütihof» S. 30). Beim Schulhaus wurde eine riesige Festhütte aufgestellt. Rütihof befand sich von Freitag bis Sonntag im Ausnahmezustand! Am Samstagabend hatten Jörg Schneider, ein bekannter Schauspieler, und Ines Torelli, eine berühmte Kabarettistin, mehrere Auftritte, und alle Plätze waren ausverkauft. Jede Nacht gegen vier Uhr morgens wurde mein Vater geweckt, damit die Einnahmen vorbeigebracht und in unserer Stube ausgezählt werden konnten. Mein Vater musste als Vertrauensperson dabei sein. Der Reingewinn betrug fast 66'000 Franken.

Velotour mit Radio Beromünster

Das Radio organisierte Wanderungen und Velotouren durch verschiedene Gegenden der Schweiz. Diese fanden bei der Bevölkerung grossen Anklang und wurden im Radio übertragen. Eine Velotour ging von Baden zum Schloss Wildegg mit Besichtigung. Aus Neugier nahm ich an dieser Sonntagstour teil. Gegen 200 Velofahrer*innen verschiedener Kategorien nahmen daran teil. Das Schloss kannte ich zwar recht gut, weil ich schon mit Tante Anni ein paarmal dort gewesen war. Die Räume des Schlosses, inkl. Küche und die Schlafzimmer, sind auch heute noch so eingerichtet wie früher. Daher ist das Schloss sehr interessant. Dazu gehört ein Schlossgarten mit sehr vielen Kräutern. Beim Halt in Wildegg schnitt sich ein Mädchen an einer Flasche eine Ader auf und musste notversorgt werden. Ich lernte einen Jungen aus Niederrohrdorf kennen. Wir fuhren dann gemeinsam nach Hause.

Velotour nach Biberstein

Mit meiner Schwester Ruth und Heidi Schmid, meiner Schulkollegin aus der 3. Bez., sowie ihrer Schwester Trudi, machten wir in den Ferien eine Velotour nach Brugg und der Aare nach bis nach Biberstein. Dort besuchten wir unsere frühere Nachbarin Ida, die nach dem Klosteraufenthalt in Holland eine Zeitlang im Heim arbeitete. Sie zeigte uns den ganzen Betrieb. Auf dem Heimweg kamen wir beim Schloss Kastelen vorbei und trafen dort zufällig eine Diakonissin, die uns über ihre Gemeinschaft Auskunft gab. Sie zeigte uns das Schloss auch von innen.

Familiäre und andere Veränderungen

Mein Bruder Emil

Emil bestand die Lehre als Maschinenschlosser und wechselte dann sofort von der Werkstatt ins Büro an einen Zeichnungstisch. Er wollte das Abendtechnikum in Zürich



Mein Bruder Emil inmitten der Gruppe von BBC-Lehrlingen

besuchen. Doch zuerst musste er noch in die Rekrutenschule nach Payerne zur Fliegerabwehr. Ich hatte immer eine gute Beziehung zu ihm. Am Samstagmorgen konnte ich zwar nicht begreifen, warum er das Radio so laut einstellte und Schlager hörte, ausgerechnet dann, wenn Mutter bei offenem Fenster die Stube putzte und den Boden wischte. Manchmal kamen auch Reklamationen von den Nachbarn. Wenn man eine besondere Sorte Kaugummi kaufte, waren diese in Bildchen von bekannten Schlagersänger*innen eingepackt, und wir sammelten diese.

Emil verliebt sich

An einem Fest in Lupfig hatte Emil Rosmarie kennen gelernt. Er ging sie öfter besuchen und mit ihr in den Ausgang. Ich war immer sehr neugierig, wenn sie telefonierte. Ich wollte zuhören und alles wissen. Ungefähr zur gleichen Zeit waren meine Schwester und ich ein paar Tage gemeinsam bei der Grossmutter in Lupfig in den Ferien. Da sahen wir wiederholt eine kleine Frau mit einem Kinderwagen auf hohen Stöckelschu-

hen vorbeigehen. Wir wunderten uns, wie sie mit diesen Schuhen gehen und das Gleichgewicht halten konnte. Eines Tages sagte mein Bruder, er bringe Rosmarie am Sonntag nach Hause. So waren wir richtig gespannt. Meine Schwester und ich glaubten es kaum, doch die balancierende Frau war Rosmarie. Sie war mit dem Kind ihres Bruders spazieren gegangen. Nach dem Mittagessen machten meine Eltern gewöhnlich zusammen ein Mittagsschläfchen auf der Couch in der Stube und umarmten sich dabei. Zuerst zögerten sie, dies beim Besuch von Rosmarie auch zu tun. Doch dann taten sie es doch und Rosmarie war etwas erstaunt. Von ihren Eltern kannte sie dies nicht.

Hausaufgaben

Emil arbeitete tagsüber bei BBC. An einigen Abenden besuchte er das Technikum in Zürich. Am Wochenende verabredete er sich mit Rosmarie. Ich ging zur Bezirksschule. Ruth besuchte das Lehrerinnenseminar in Aarau. Wir hatten immer viele Hausaufgaben und halfen einander. Ruth war gut in Deutsch und mein Bruder mehr in den mathematischen Fächern. So kam es, dass Emil die Mathematikaufgaben von Ruth löste, und sie ihm dafür den Aufsatz schrieb. Beide hatten dann gute Noten. Manchmal schwatzten wir auch in der Küche über «Gott und die Welt» bis weit über Mitternacht hinaus. Dies nicht immer zur Freude der Eltern, weil das Haus sehr hellhörig war und sie dann nicht schlafen konnten.

Ich werde Tante



Hochzeitsbild von Rosmarie und Emil

Eines Nachts hörte ich, wie mein Bruder Emil nach Hause kam. Er schlich durch mein Zimmer ins elterliche Schlafzimmer und weckte meine Eltern. Neugierig wie ich war, entging mir das natürlich nicht! Ich hörte, dass er meinen Eltern erzählte, dass er Rosmarie heiraten werde. Es gab ein grosses Fest mit den nächsten Verwandten. Zuerst kirchliche Trauung, dann Carfahrt ins Blaue, dann Nachtessen im Ochsen in Lupfig und schliesslich Tanz.

Ich ärgerte mich ein bisschen über Tante Anni, die am Abend meinte, ich müsse um zehn Uhr nach Hause, da ich noch nicht sechzehn war. Wir konnten sie aber umstimmen.

Emil und Rosmarie mieteten eine Wohnung in Neuenhof. Sie mussten sehr sparsam leben. Emil verdiente noch nicht viel und besuchte weiterhin das Abendtechnikum. Auch das war mit Auslagen verbunden. Als ihr Sohn Daniel im Dezember auf die Welt kam, wurde ich mit zwölf Jahren zum ersten Mal Tante.

Sexuelle Aufklärung

Eine direkte Aufklärung fand in unserer Familie nicht statt. Im Wohnzimmerschrank hatten wir aber ein Medizinbuch, das allen zugänglich war. Darin waren eine Frau und ein Mann mit allen Eingeweiden abgebildet. Diese Seiten konnte man auseinanderfalten. Auch die Funktionen der Geschlechtsorgane waren darin beschrieben. Im Nachttisch meines Vaters fand ich dann aber ein noch interessanteres Buch mit dem Titel «Die Lust der Liebe» oder «Die Kunst der Liebe». Nach und nach las ich mich dort heimlich durch alle Kapitel und meine, dass ich nachher ziemlich gut aufgeklärt und vorbereitet war. Dieses Buch war wohl so etwas wie das schweizerisch/deutsche Kamasutra. Jedenfalls, als ich später auf Weihnachten oder zu einem Geburtstag ein Aufklärungsbüchlein von Emil und Rosmarie bekam, fand ich dieses sehr bieder und gar nicht mehr interessant. Ich sagte es ihnen jedoch nicht.

Endlich die Zöpfe ab



Seit ich mich erinnern kann, hatte ich immer zwei sehr lange Zöpfe. Manchmal machte ich auch einen «Ponyschwanz». Ich hätte gern meine langen Haare und die Zöpfe abgeschnitten. Doch meine Mutter war dagegen. Da kam meine Gotte ein paar Tage auf Besuch, um bei uns den Haushalt zu führen und den Garten zu pflegen, weil meine Mutter krank im Bett lag. Ich half meiner Gotte dabei und sagte ihr auch, dass ich meine Haare gerne schneiden würde. Sie redete dann mit meiner Mutter, und so bekam ich die Erlaubnis, nach Fislisbach zur Coiffeuse zu fahren und meine Haare schneiden zu lassen. Ich musste nichts bezahlen und bekam für die Haare noch zwanzig Franken. Ich war damals 15 Jahre alt und schon in der vierten Klasse der Bezirksschule. Fast als einzige, trug ich noch lange Haare.

Ruth und Hans geben Sonntagsschule in Fislisbach

Meine Schwester Ruth wurde während der Seminarzeit angefragt, Sonntagsschule in Fislisbach zu geben. Hans, unser Bruder, unterstützte sie dabei. Sie hatten die Idee, abwechslungsweise an einem Sonntag eine Geschichte aus der Bibel zu erzählen und am andern Sonntag eine Geschichte, die für die Kinder von allgemeinem Interesse war. Dies sprach sich schnell herum. Immer mehr Kinder kamen zur Sonntagsschule, auch katholische. Ruth und Hans besuchten zudem die Jugendgruppe der reformierten Kirchgemeinde in Mellingen und hatten gute Kontakte zu Jugendlichen in der Umgebung.

Das Truthuhn mit den Entchen

Hans wollte Bauer werden und half zu Hause auf dem Bauernhof mit. Er besuchte zwei Winter lang die Landwirtschaftliche Schule Liebegg. Dort bekam er neue Ideen für die Aufzucht von Hühnern. So kaufte er eines Tages Truthühner und unterlegte einer Truthenne eine ganze Menge Enteneier. Diese brütete die Eier geduldig aus, und als die Entchen schlüpften, sagte ich meinem Bruder, dass sie nun einen Teich brauchten. Wir nahmen einen grossen Bottich, gruben ihn im Boden ein und füllten ihn mit Wasser. Die kleinen Entchen hüpfen freudig hinein, doch die Truthenne war nahe an einem Zusammenbruch. Sie rannte um den Bottich herum und gackerte und meinte sicher, ihre Jungen würden ertrinken, weil Truthühner bekanntlich nicht schwimmen können. Als aber nichts geschah, gewöhnte sie sich langsam daran, dass ihre Jungen schwimmen konnten.



Einmal hatten wir sieben Gänse. Wenn ein Fremder sich unserem Haus näherte, schnatterten sie und schlugen Alarm wie Hunde. Zwei davon wurden so zahm, dass wir sie am Leben liessen, bis sie irgendwann altershalber starben. Eine wartete immer auf den Briefträger und wollte, dass er sie streichelte. Wenn er es nicht tat, rupfte sie ihn am Hosenbein, und als letztes Mittel zupfte sie ihm die Schnürsenkel an den Schuhen auf, bis er reagierte.

Auslagerung der Landwirtschaft

Manchmal stand zur Diskussion, unser Land in Rütihof zu verkaufen, um mit dem Geld meinem Bruder Hans einen Bauernhof an einem Ort zu kaufen, wo die Landwirtschaft noch eine Zukunft hätte. Einmal war in der Zeitung ein Bauernhof in La Brévine, im welschen Jura, ausgeschrieben. Mein Vater, Tante Anni, mein Bruder und ich fuhren mit dem Auto die weite Strecke dorthin und besichtigten den Bauernhof. Das Land ringsherum war ziemlich flach, doch das Haus sah eher aus wie eine Alphütte. Von zu Hause waren wir ja nicht verwöhnt. Wir hatten selber noch nicht einmal ein Badezimmer und mussten uns in der Küche waschen. Doch dieses Haus hatte in der Küche einen Schachtdeckel. Darunter befand sich ein riesiges Loch. Das Wasser musste man mit einem Kessel daraus in die Höhe ziehen. Dieser Bauernhof kam nicht in Frage und die Idee mit dem eigenen Hof wurde vertagt. Die gleiche Idee hatte auch Nachbar Franz Eicher. Für seinen ältesten Sohn Josef wurde nach dem erfolgten Landverkauf in Rütihof ein Hof in der Ostschweiz gekauft. Auch ein Landwirt von Müslen kaufte für seinen einzigen Sohn im Kanton St. Gallen einen Bauernhof. Dieser, mit Übernamen «Onkel Sam», war ein Freund meines Bruders Hans. Tragischerweise nahm er sich kurze Zeit später als Jugendlicher das Leben, ob aus Heimweh oder Liebeskummer blieb ungewiss.

Ruth gibt Schule in Rütihof

Das erste Praktikum in der Lehrerinnenausbildung machte Ruth bei Fräulein Binggeli in Rütihof, bei ihrer früheren Unterschul-Lehrerin. Mit siebzehn Jahren wurde Ruth angefragt, mit den Kindern für die 1. Augustfeier die Lieder einzustudieren. So probte sie in den Sommerferien. Ich sang natürlich auch mit und war stolz auf meine Schwester, die den Chor leitete. Ruth und ich schliefen im gleichen Zimmer. Sieklärte mich über die Periode auf und zeigte mir, wie die Binden, die damals noch aus Stoff bestanden, getragen werden müssen. In den Ferien hatten wir zusammen viel Spass. Einmal beschlossen wir, einen Liebesroman zu schreiben. Wir dichteten von Tag zu Tag weiter daran, brachten ihn aber nie zu Papier. Im vierten Seminarjahr nahm Ruth dann ein Zimmer bei einer «Schlummermutter» in Aarau. Ich besuchte sie, als ich einen Vortrag über die Kaiserin Maria-Theresia von Österreich-Ungarn vorbereitete. Sie half mir dabei und zeigte mir Aarau.

Hans hat eine Freundin

Hans hatte seit seiner Schulzeit einen guten Freund. Edgar, der als Pflegekind in Rütihof bei Familie Wegmann aufgewachsen war. Sie hielten durch dick und dünn zusammen und gingen meistens gemeinsam in den Ausgang. Aber immer öfters fuhr Hans mit dem Auto alleine weg und kam erst gegen Morgen zurück. Eines Tages eröffnete er unseren Eltern, dass er am Sonntag seine Freundin Vreni nach Hause bringen werde. Sie kam danach oft zu Besuch und brachte immer eine gute Schwarzwälder-Torte mit. Sohn Geri kam auf die Welt und wieder wurde eine Hochzeit organisiert. Hans und Vreni mieteten dann eine Wohnung in Rütihof.



Ruth bringt einen Inder nach Hause



Es dauerte nicht lange, da eröffnete auch Ruth meinen Eltern, dass sie einen Freund habe und ihn an einem Sonntag nach Hause bringen würde. Ich hatte schon vorher von ihm gehört. Abu kam aus Kalkutta, Westbengalen. Er studierte in England an einer Universität und lernte Schuhe herstellen. Für ein Praktikum war er in die Schuhfabrik Bally nach Schönenwerd gekommen. Wie Ruth, die während des letzten Jahres des Lehrerinnenseminars in Aarau wohnte, ging er manchmal ins Migrosrestaurant zum Mittagessen. Dort lernten sie sich kennen. Per Zug kamen Ruth und Abu an einem Sonntag nach Mellingen und spazierten zusammen durchs Dorf bis zu uns nach

Hause. Rütihof hatte damals erst etwa fünfhundert Einwohner*innen und fast alle kannten sich. Am andern Tag wollte eine Nachbarin von Mutter wissen, wer der dunkle Mann sei, den sie mit Ruth gesehen habe. Meine Mutter antwortete ihr, er sei Ruths Freund aus Indien. Da meinte die Nachbarin zur Besänftigung, er sähe gar nicht so dunkel aus. Nach drei Jahren verlobten sich die beiden. Abu nahm nach dem Studium in England eine Stelle als Manager in einer Schuhfabrik in Toronto an. Ruth blieb noch in der Schweiz, unterrichtete an der Primarschule in Staffelbach und mietete dort eine Wohnung. Sie zog also ganz von zuhause weg.

Mahatma Ghandi

Ruth bekam von Abu ein dickes Taschenbuch geschenkt. Darin wurde der Freiheitskampf von Mahatma Ghandi beschrieben sowie die Unabhängigkeitsbewegung, die 1948 zur Loslösung Indiens vom «British Empire» führte. Nehru spielte dabei eine wesentliche Rolle und wurde nach der Unabhängigkeit zum ersten Ministerpräsidenten von Indien gewählt. Vorher, noch unter den Engländern, war er lange Zeit im Gefängnis. Mit der Unabhängigkeit wurde Pakistan leider von Indien getrennt und zu einem eigenen Staat gemacht, bestehend aus Westpakistan im Westen und Ostpakistan im Osten von Indien (heute Bangladesch). Auch ich las mit grossem Interesse dieses in englisch geschriebene Buch. Über Kalkutta gab es zu dieser Zeit einen sehr bekannten Schlager von Vico Torriani, der so begann: «Kalkutta liegt am Ganges, Paris liegt an der Seine, doch dass ich so verliebt bin, das liegt an Madeleine ...» (Text und Lied noch heute im Internet abrufbar).

Die ersten Ferien meiner Eltern

Uns Geschwistern kam die Idee, die Eltern einmal in die Ferien zu schicken. Ruth und Emil verdienten einen Lohn und waren bereit, für eine oder zwei Wochen das Hotel zu bezahlen. Hans und ich konnten den Bauernhof in dieser Zeit auch ohne die Eltern führen. So buchten wir für unsere Eltern Ferien im Hotel «Rütihof» in Lugano. Kurz vorher wurde leider bei Tante Anni ein Brustkrebs entdeckt, und sie kam ins Krankenhaus nach Baden. Trotz Bestrahlungen ging es ihr immer schlechter. Meine Eltern besuchten sie fast jeden Tag. An Ferien war deshalb nicht mehr zu denken. Nach ungefähr drei Monaten starb Tante Anni und wurde in Rütihof beerdigt.

Besondere Weihnachten

Wie immer feierten wir in der Grossfamilie Weihnachten und verteilten Geschenke. Willi, mein sprachbehinderter Cousin, bekam immer Geschenke von allen, machte selbst jedoch keine. Er hatte sich aber sehr selbständig entwickelt, lernte Töffli (Mofa) fahren und in der Reuss fischen. Die Baufirma Notter, bei der er arbeitete, hatte in Mellingen einige Geschäfte renoviert und Willi half dort mit. Er lernte die Besitzer kennen. So ging er das erste Mal ohne die Begleitung meiner Eltern bei «Säuberli» ein Hemd kaufen. Nach der Bescherung an Weihnachten teilte er uns mit, dass wir nun ins Zimmer der Eltern gehen müssten. Dort wartete eine Überraschung auf uns. Wir waren sehr neugierig. Unter der Bettdecke meines Vaters war ein grosses Paket versteckt.

Als Vater es öffnete, war darin ein Hut verpackt. Aber das war noch nicht alles: Am grossen Holzbalken über dem Bett meiner Mutter hatte er für sie einen teuren Kugelschreiber aufgehängt! Ab diesem Zeitpunkt gefiel es ihm auch, uns Geschenke zu machen. Bei Renovationen im Pfarrhaus hatte Willi zudem einen guten Kontakt zum katholischen Pfarrer in Mellingen hergestellt. So begrüßte er ihn auf der Strasse und bekam von ihm jedes Mal einen Stumpfen zum Rauchen.

Maul- und Klauenseuche im Aargau

Über das Jahresende 1965/66 brach in einem Bauernhof im Fricktal die Maul- und Klauenseuche aus. Sie verbreitete sich rasend schnell und alle Tiere, vor allem Kühe, Kälber und Schweine der betroffenen Höfe mussten notgeschlachtet werden. Sie wurden mit Extratransporten in den Schlachthof nach Zürich transportiert. Ich durfte ab sofort nicht mehr zur Schule. Alle Bauernhöfe wurden abgesperrt, und kein Fremder durfte mehr das Gelände betreten. Vor unserer Einfahrt machten wir mit Bohnenstangen und Sägemehl eine Abgrenzung und stellten ein Becken mit Natronlauge auf, worin die Schuhe desinfiziert werden mussten. Dies galt auch für uns, wenn wir auswärts waren und zurückkamen. Ich musste mit dem mit Milch gefüllten, fast 20 Kilo schweren Eimer, ins Milchhäuschen, weil die Milch von jemandem, der nicht im Stall arbeitete, abgeliefert werden musste. Mein Vater hatte immer ein beklemmendes Gefühl, wenn er am Morgen in den Stall ging. Eines Abends kam Franz Eicher, der Nachbar, zu ihm in den Stall und erzählte, dass eine Kuh Blasen im Maul habe. Es war die Maul- und Klauenseuche. Er musste alle Tiere notschlachten. Mein Vater konnte nicht begreifen, dass Franz mit dieser Nachricht zu ihm in den Stall gekommen war und sich nicht an die Vorschriften gehalten hatte. Umso angsterfüllter ging er täglich in den Stall. Doch zum Glück und wie durch ein Wunder blieben wir von der Seuche verschont.

Quarantäne und Hausaufgaben per Telefon

Ich musste drei Wochen zu Hause bleiben und telefonierte mit Schulkolleginnen oder den Lehrern wegen der Aufgaben. Wir hatten in Französisch einige Lehrerwechsel und waren im Buch ziemlich im Rückstand. Der neue Lehrer beschloss, für die angehenden Mittelschüler*innen bei sich zu Hause Gratisstunden zu geben und sie auf die Prüfungen vorzubereiten. Genau diese Lektionen verpasste ich nun. Es kam aber die Weisung, dass man mit einem 5-er Durchschnitt im Zeugnis keine Aufnahmeprüfung machen müsse. Ich hatte mich schon für das Gymnasium an der Kantonsschule Baden, mit modernen Sprachen und Latein, entschieden. Eigentlich wollte ich zuerst in die mathematische Abteilung. Doch mein Bruder Emil hielt mich davon ab und meinte, ich könnte die Sprachen im Leben besser brauchen als die Mathematik.

Vor der Konfirmation

Im letzten Jahr der Bezirksschule fand jeden Mittwochabend der Konfirmationsunterricht bei Pfarrer Middendorp in Mellingen statt. Am Sonntag mussten wir in der Kirche den Gottesdienst besuchen. Ich erinnere mich nur noch, dass wir im Unterricht ein eher langweiliges Buch lasen. Wir benutzten die Treffen vor allem, um die Resultate

der Hausaufgaben zu vergleichen. Ich beschäftigte mich schon mit Fragen zu Gott: Woher kommen wir und wohin gehen wir und was ist der Sinn des Lebens? Mit Ruth und meinen Brüdern diskutierten wir viel darüber. Ruth brachte ein interessantes Buch von Hermann Hesse nach Hause, den «Siddharta». Ein zweites Buch, das uns sehr gefiel, war «Nathan der Weise» von Lessing. Für meinen Vater war die Schöpfung wichtig und die Natur, in der er etwas Göttliches erkannte. Für meine Mutter war vor allem Jesus wichtig und sie betete zu ihm. Ich selbst begann, die zehn Gebote nach meinem eigenen Gutdünken zu interpretieren und sagte ihr einmal, dass ein Gebot heisse, man solle sich kein Gottesbild machen, denn Gott könne uns in jeder Form erscheinen, z.B. auch als Hund. Sie war über diese Aussage so konsterniert, als würde ich Gott lästern. Sie erwiderte, sie schäme sich, eine solche Tochter zu haben. Je näher die Konfirmation rückte, umso sicherer wurde ich, dass ich nicht überzeugt war, dass die einzig richtige Religion die christliche sei und dass nur getaufte Christen zu Gott kämen. Ich fand dies ungerecht. – Es gibt ja auf dieser Welt eine Mehrzahl von Menschen, die nie von Christus gehört haben. Wieso sollten diese Menschen ausgeschlossen sein? – Meiner Mutter teilte ich mit, dass ich mich vielleicht nicht konfirmieren lassen werde.

Die Konfirmation



Familienfoto anlässlich meiner Konfirmation

Ich schrieb dem Pfarrer einen Brief und legte ihm dar, was ich glaube und dass für mich die christliche Religion nicht die alleingültige sei. Jesus, sein Leben und Verhalten gefielen mir, doch alles was nachher in der Bibel beschrieben werde, z.B. die Briefe von Paulus, schienen mir nicht mehr viel mit Jesus zu tun zu haben, und ich ärgerte mich über Paulus' «Besserwisserei». An einem Sonntag, als ich gerade allein zu Hause war, kam der Pfarrer unangemeldet vorbei, um einen Besuch bei meinen Eltern zu machen.

Ich zeigte ihm unseren Bauernhof. Er verabschiedete sich, ohne dass wir über Gott oder meinen Brief geredet hätten. Für mich selbst beschloss ich, die Konfirmation wegen Mutter, Gotte, Götti und Verwandten über mich ergehen zu lassen. Beim Glaubensbekenntnis würde ich dann einfach nicht «ja» sagen. Mein Konfirmandenspruch hiess: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Licht, niemand kommt zu Gott ausser durch mich». Der Pfarrer legte uns die Hand auf den Kopf und segnete uns. Wir mussten kein Bekenntnis ablegen. – Ob der Pfarrer je meinen Brief gelesen hatte, weiss ich nicht. Es hat nie ein Gespräch darüber stattgefunden. – Nur bei einem Mädchen stand die Konfirmation auf der Kippe, weil sie fast nie in die Kirche gekommen war und auch oft den Konfirmationsunterricht geschwänzt hatte. Konformität war damals wichtiger als Inhalt.

Wo bleibt der Engelgesang?

Am Ende der vierten Bezirksschulklasse hatte ich von allen Mitschüler*innen das beste Zeugnis. Ich war selbst von meinen Noten überrascht. So fuhr ich nach Hause und dachte, es müsste in mir doch irgendwie eine besondere Reaktion geben. Vielleicht würde ich Engelstimmen hören, die mir ein Lied singen. Doch nichts geschah.

Mein Bruder Hans hatte ein sehr gutes Mittagessen gekocht, weil meine Mutter wieder krank im Bett lag. Das Aufräumen in der Küche war aber nicht seine Stärke. Es sah eher nach wildem Westen aus. So genoss ich das Essen, räumte danach die Küche auf und putzte den Boden. Ich freute mich zwar über das gute Zeugnis, doch gleichzeitig wurde mir klar, dass dies nicht der Höhepunkt des Lebens sein kann. Ich selbst stellte bei mir auch keine Veränderung fest. Der Alltag ging einfach weiter.

Im Nachhinein beurteilt, hatten diese guten Noten jedoch schon den Effekt, dass ich während der nachfolgenden Kantonsschulzeit mein Selbstbewusstsein nicht allein von den Noten abhängig machte und so die vielen Hürden, die auf mich warteten, einigermaßen unbeschadet überstehen konnte. Davon handelt die nächste Broschüre.

Quellennachweis Bildmaterial:

Titelbild: Luftbild Annerhof

Wo nichts anderes erwähnt, stammen die Bilder von Familie Anner oder aus dem Fundus der Chronikgruppe Rütihof

Satz und Layout: www.wort-klang-bild.ch

Herausgegeben von der Chronikgruppe Rütihof 2020

Erhältlich unter «www.ruech.ch» oder per Mail bei «chronik.ruetihof@cgr.ch»